

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR

Der Doge, sein Henker und ich



**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Der Doge, sein Henker und Ich

John Sinclair Taschenbuch Nr. 77

von Jason Dark

erschienen am 11.08.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Der Doge, sein Henker und Ich

In der Zeit nach dem Mittelalter sprach man seinen Namen nur flüsternd. Giancarlo Cabrisi, der mächtige Doge, unter dessen Knute Venedig litt. Er und sein Henker brachten das Grauen. Bis sie ihren Tod in den Bleikammern fanden, so dachte man. Aber sie kamen zurück. Aus der Touristen- stadt wurde eine Zone der Angst. Leichen schwammen in den Kanälen, gezeichnet vom Henker des Dogen. Ich kam in die Stadt und sollte das Grauen stoppen. Venedig sehen und sterben. Dieses Sprichwort konnte für mich bittere Wahrheit werden...

Auch wenn eine Stadt noch so gelobt und begeistert beschrieben wird, es gibt immer wieder einen Ort, über den sich sämtliche Reiseführer ausschweigen.

Das Leichenhaus! Auch Schauhaus genannt, von manchen Scherzbolden als Leichenstube bezeichnet oder als Raum, wo niemand widerspricht.

Daran dachte auch Pietro Lombardi, seit 18 Jahren Schauhaus-Wächter aus Überzeugung. Möglicherweise gehörte er zu den Menschen, die nach der Pensionierung freiwillig weitermachten, nur wegen der herrlichen Ruhe, denn zu Hause saß seine Frau, und die redete den ganzen Tag über.

Er hatte Luisa stets als Schrecken der Nachbarschaft bezeichnet. Die brachte es fertig, einen Menschen vom Stuhl zu reden und sich anschließend darauf zu setzen. Sie hatte mit vielen Leuten Krach, und es war sogar schon zu einer handgreiflichen Auseinandersetzung mit einer Nachbarin gekommen, während die beiden Männer zusammen in einer Bar gesessen und Grappa getrunken hatten.

Ja, der Grappa. An diesen Schnaps hatte sich der gute Pietro auch so gewöhnt. Die kleine Flasche mußte immer dabei sein, wenn er den Dienst antrat. Daß er hin und wieder einen Schluck nahm, daran störte sich niemand. Lombardi hatte so etwas wie Narrenfreiheit. Außerdem konnte er an manchen Tagen den Geruch nicht vertragen. Nicht den der Leichen, sondern diesen klinischen Desinfektionsgeruch. Der schlug ihm dann auf den Magen, so daß nur Grappa half.

Wie vieles in Venedig war auch das Schauhaus in einem alten, fast ehrwürdigen Gebäude untergebracht. Manchmal blieben Touristen stehen, besichtigten es aber nicht, wenn ihnen der Führer erklärte, was die Mauern beherbergten.

Pietro hatte Schichtdienst. An diesem Tag begann sein Dienst am Abend. Er würde die Nacht über andauern. Am anderen Tag konnte

er dann ausschlafen.

Als er eintraf, war der Kollege schon fertig umgezogen. Er war um einige Jahre jünger als Lombardi, der elegante dunkelblaue Anzug stand ihm gut.

»Willst du weg?«

»Ja, Pietro. Ich bin eingeladen.«

»Toll. Von wem?«

Der Mann lächelte. »Von einer Frau. Die ist super, sage ich dir. Sie kommt aus dem Norden.«

»Deutschland?«

»Nein, Wien.«

»Aha —und?«

»Ich soll ihr Venedig zeigen.«

Pietro grinste. »Weiß sie von deinem Beruf? Hast du ihr erzählt, daß du die Toten wäschst?«

Der Kollege schaute Lombardi an. »Bin ich verrückt? Ich habe ihr gesagt, daß ich studiere und ab und zu eine Gondel fahre.«

»Hast du das schon einmal getan?«

»Noch nie.«

»Dann wird sie sich wundern.«

»Von wegen. Soweit kommen wir gar nicht.« Der Mann streifte seinen Mantel über. »Ich wünsche dir eine gute Nacht.«

»Und treib es nicht zu toll.«

»Die Frau ist ausgehungert, das habe ich sofort gemerkt.« Er nickte Pietro noch einmal zu und ging. Lächelnd und leicht seufzend schaute Lombardi ihm nach. Jung müßte man sein, dachte er. So aber blieb einem nur der Grappa und das Schwätzchen mit Freunden.

Im Laufe der Jahre hatte das schwarze Haar des Mannes einen Grauschleier bekommen. Trotzdem wuchs es noch voll und sah aus wie toupiert. Auch die Haut war nicht mehr so straff wie früher, und die Energie der Jugend hatte ebenfalls nachgelassen. Nur gut, daß ihn

der Dienst nicht übermäßig strapazierte.

Pietro Lombardi betrat seine kleine Bude, die in Sichtweite des Eingangs lag. Sie war in eine Nische hineingebaut worden. Von dieser Stelle aus besaß er einen Blick in den breiten Flur, dessen Fliesen aus hellen Marmorrechtecken bestanden. Neben der nach unten führenden Treppe befand sich der breite Fahrstuhl, da konnten mehrere Leichen nebeneinander hineingeschoben werden.

Pietro Lombardi dachte an die drei Toten, die man in den Kanälen gefunden hatte. Innerhalb einer Woche war dies geschehen, und die Polizei hatte noch keine Spur.

In Venedig ging die Angst um. Ein geheimnisvoller Mörder war aufgetaucht. Einige Presseleute hatten bereits von einem Phantom gesprochen, die Polizei hielt sich bedeckt, und auch Lombardi bekam nicht mehr viel mit, denn die Beamten sprachen mit ihm kaum über den Fall, wenn sie kamen.

Man würde sehen. Wie bei jedem Dienstantritt machte Pietro seine Runde. Er war jetzt der einzige Lebende in diesem Bau, der auch noch im heißesten Sommer eine gewisse Kühle ausstrahlte. Pietro zog sein Arbeitszeug über. Es war ein blauer Kittel, der ihm bis zu den Kniekehlen reichte. Luisa hatte ihn frisch gewaschen und ordentlich zusammengelegt.

Wenn Pietro ihn überstreifte, schloß er ihn niemals. Er mochte es, wenn die Kittelschöße hinter ihm herschwangen und er beide Hände in den Hosentaschen vergrub. Dann kam er sich stets vor wie der große Chef. Und das war er auch, denn die Toten konnten nicht widersprechen. Den Fahrstuhl nahm er nur selten. Pietro hatte sich an die breiten Stufen der Treppe gewöhnt und auch an den Handlauf, an dem er sich bei seinem Gang in die Tiefe festhielt.

Er hatte Licht gemacht. Die Leichenkammer lag unter der Erde. Manchmal wurde auch in der Nacht seziert, aber momentan lag kein eiliger Fall an, der untersucht werden mußte, so daß sich Pietro frei

bewegen konnte. Er piffte ein Liedchen und schritt durch den breiten Gang, bei dem links und rechts die Türen in kleinen Nischen lagen. Bis hin zur großen Doppeltür mußte er schreiten und wurde vom kalten, hellen Schein der Leuchtstofflampen begleitet, deren Licht sich auf dem dunklen Steinboden widerspiegelte.

Der Metallring mit den daranhängenden Schlüsseln steckte in seiner rechten Seitentasche. Bei jedem Schritt klapperten die Schlüssel gegeneinander. Vor der breiten Tür blieb er stehen, griff in die Tasche und fand, ohne zu suchen, den richtigen Schlüssel. Es war der längste. Mit zielsicherem Griff schob er ihn in das Schloß, drehte ihn zweimal herum, dann war die Tür offen.

Trotz ihrer Schwere konnte er sie leicht aufstoßen. Es genügte ein kurzer Druck mit der flachen Hand, und die eine Hälfte schwang langsam nach innen, als wäre sie von geisterhaften Händen aufgezo- gen worden. Im eigentlichen Kühlhaus war es kalt, und diese Kälte drang Pietro Lombardi auch entgegen.

Er blieb auf der Schwelle stehen, sein Körper hob sich wie ein Denkmal ab, da er sich nicht rührte, in die Dunkelheit vor ihm schaute und plötzlich eine Gänsehaut bekam, wobei sich seine Haare im Nacken fast hochstellten.

Er schüttelte sich, als hätte man Eiswasser über ihn ausgekippt. So etwas war ihm noch nie passiert. Lombardi dachte über dieses Gefühl nach, er wollte irgend etwas gedanklich erfassen, aber seine Sinne tasteten ins Leere.

Da war nichts.

Niemand hielt sich verborgen, er hörte kein Geräusch, kein Atmen, und trotzdem war es vorhanden.

Vielleicht kam ihm die Kälte auch an diesem Tag besonders schlimm vor. Aber das konnte es auch nicht sein, in der Leichenkammer herrschten stets die gleichen Temperaturen.

Pietro bewegte sich sehr langsam, als er die glatte Wand nach dem

Lichtschalter abtastete. Er kickte ihn nach unten. Die Beleuchtung flackerte auf. Jemand hatte sie mal als gnadenlos bezeichnet. Vielleicht wegen ihrer kalten Helligkeit, die alles ausleuchtete.

Es gab keine dunkle Stelle mehr, keinen Winkel, in den man sich hätte verkriechen können. Dafür glänzten die Schubfächer, in denen man die Leichen unterbrachte. Sie lagen übereinander, waren aber nicht hoch bis zur Decke gebaut. Das letzte Stück zeigte glatten Beton, der vom rötlichen Steinboden abstach.

Pietro wußte genau, daß vier Laden belegt waren. Zwei Kinder befanden sich darunter, gestorben bei einem Verkehrsunfall, weil ein Autofahrer sich betrunken ans Steuer gesetzt hatte.

Die Kinder waren tot, die Eltern hatten überlebt. Selbst Pietro schüttelte sich, als er daran dachte.

Noch immer stand er auf der Schwelle und wunderte sich darüber. In seinem Innern existierte plötzlich eine Hemmschwelle, den eigentlichen Raum zu betreten.

Die Gänsehaut wollte nicht weichen, und das lag nicht an der äußeren Kälte.

Sehr langsam drehte er den Kopf nach rechts. Der Raum war länger als breit, er besaß auch zwei Türen. Durch eine gelangte man in den Seziersaal, wie er offiziell hieß.

Nicht weit von dieser Tür entfernt standen die drei Bahren mit den drei Toten, die man aus dem Kanal gefischt hatte. Sie sollten noch einmal untersucht werden, weil man sich über bestimmte Merkmale ihres Ablebens informieren mußte.

Jemand hatte Tücher über die Leichen gedeckt. Vom Kopf war ebensowenig etwas zu sehen wie von den Haaren. Unter dem Luftstrom der Klimaanlage flatterten die Laken, so daß es aussah, als würden die Toten darunter zittern.

Aber wer einmal tot ist, der blieb auch tot. Und an Zombies glaubte Pietro nicht. So etwas verwies er in den Bereich der Fabel und des

Films. Bei letzterem hatten sich vor allen Dingen seine Landsleute als Zombie-Spezialisten erwiesen und die schrecklichsten Streifen gedreht, die man sich vorstellen konnte.

Pietro Lombardi räusperte seine Kehle frei, schluckte und betrat den Raum. Er ging sehr langsam und wunderte sich selbst über die Weichheit in seinen Knien.

Eigentlich bestand zur Panik überhaupt kein Grund, trotzdem ließ das Unwohlsein nicht nach.

Seine Tritte kamen ihm überlaut vor. Wie magisch wurde er von den drei abgedeckten Leichen angezogen. Man hatte die Körper desinfiziert. Je näher Lombardi zu seinem Ziel kam, um so stärker nahm er den Geruch wahr.

Abrupt blieb er stehen!

Trotz der Kälte wurde ihm plötzlich heiß. Er starrte auf die drei Leichen und wußte nicht, was er davon halten sollte. Alles kam ihm so unwahrscheinlich vor. Dafür gab es einfach keine Erklärung. Er sah etwas, das es nicht geben durfte, und es geschah bei allen drei Toten gleichzeitig.

Dort, wo sich die Brust befand, begannen sie zu bluten, und der rote Lebenssaft zeichnete sich wie ein makabres Sigill auf den drei Leichentüchern ab...

Der Tod ist schrecklich, manchmal auch grausam, er konnte auch erlösend sein, aber eines ist er immer: Endgültig!

Wieso hier nicht? Wieso bluteten die Leichen plötzlich, als hätte man mit einem Messer in ihre Brust geschnitten? Aber da war niemand in der Nähe, der so etwas tat, und an einen Unsichtbaren konnte Pietro nicht glauben.

In seiner Not schlug er ein Kreuzzeichen. Doch das half nur kurz. Als er dann tief einatmete, erfaßte ihn ein leichter Schwindel, so daß er sich vorkam wie auf einem schwankenden Schiff.

Er hatte die Augen weit geöffnet und starrte auf die drei nebeneinander stehenden Leichen. Sie wiesen mit ihren Füßen in seine Richtung, das Blut bekam immer mehr Nachschub, es wollte einfach nicht enden. Die Wunden mußten ziemlich groß sein.

Das Blut blieb konzentriert. Es lief nicht aus, nicht einmal Flecken entstanden. Das wunderte Pietro und machte ihm gleichzeitig Angst. Noch näher ging er heran, weil er genau sehen wollte, was sich auf den Laken tat, und er hatte plötzlich den Eindruck, als wären auf den Laken gewisse Zeichen entstanden.

Zuerst glaubte er noch an eine Täuschung, ging trotz seines innerlichen Widerstandes näher und blieb so dicht an den Bahren stehen, daß er sie fast berührte.

Sein Blick streifte über die Tücher.

Ja, das waren Zeichen.

Sogar Buchstaben, wenn er sich nicht täuschte.

Ein großes G und ein großes C. Beide ineinander verschlungen, aber noch zu erkennen und sich dabei wie gemalt auf dem Laken abzeichnend. So etwas hatte er noch nie erlebt. Er wischte über seine Stirn, schaute auf die glänzende Handfläche und putzte sie am Kittel ab. Pietro war ratlos. Er kannte den Grund für die Blutung nicht und traute sich auch nicht, die Laken anzuheben, um nachzuschauen, weshalb die drei Leichen bluteten.

Zeit verging...

Lombardi merkte es kaum. Er stand auf dem Fleck wie angewachsen, starrte auf die roten Zeichen und gab sich schließlich einen innerlichen Ruck. Jetzt hatte er die Hemmschwelle überwunden. Er wollte einfach sehen, was geschah.

In Hüfthöhe blieb er stehen. Seine Hand zitterte, als er nach dem ersten Laken faßte. Den Zipfel hielt er zwischen zwei Fingern, die Wangen zuckten, sie bildeten kleine Kuhlen, als er das dünne Fleisch nach innen zog. Dann gab er sich einen Ruck und zog das erste Laken

weg. Er kippte es einfach nach hinten, darauf gefaßt, etwas Furchtbares zu sehen, aber er sah nur den Toten.

Einen dunkelhaarigen Mann mit einer wächsern wirkenden Haut, die sich leicht aufgequollen über die Gesichtsknochen spannte und dabei etwas an alten Teig erinnerte. Sein Blick fiel auf die Brust der Leiche. Und dort sah er die Wunden.

Sie zeichneten sich haargenau ab, und es waren tatsächlich dort Buchstaben entstanden.

Ein G und ein C!

Wie mit der Messerspitze eingeschnitzt, aber wer tat denn so etwas schon? Ging an Leichen heran und zeichnete sie auf so grauenhafte Art und Weise?

Pietro hörte seinen eigenen Atem überlaut. Er spürte den Schweiß auf seiner Stirn, ließ das Laken wieder fallen und dachte nicht im Traum daran, auch bei den beiden anderen Toten nachzuschauen, wo er das gleiche Phänomen erleben würde.

Was war passiert?

Die drei Toten bluteten plötzlich, aber ohne Grund? Das konnte er sich nicht vorstellen. Kein Toter begann plötzlich zu bluten, so etwas hatte er noch nie erlebt.

Er ging weiter, schritt die Reihe ab und lüftete dennoch die beiden anderen Laken.

Jeder Tote besaß die gleichen Merkmale. Ein G und ein C!

Das war für Pietro zu hoch. Darum sollten sich andere Leute kümmern. Bei dieser Überlegung hatte er eine Idee. Er mußte den zuständigen Stellen Bescheid geben.

Das war die Polizei!

Bei diesem Gedanken ging es ihm wohler. Tief atmete er ein, wollte sich umdrehen, als er zu Eis wurde. Wenigstens glaubte er dies, denn sein Blut kühlte ab. Er rührte sich nicht von der Stelle, spürte im Nacken die Gänsehaut und konzentrierte sich auf die Laute

hinter ihm. Es waren Schritte!

Nicht sehr laut, so, als würde sich jemand bemühen, beim Gehen so wenig Geräusche wie möglich zu machen.

Und die Schritte nahmen an Lautstärke zu. Noch befand sich der Unbekannte draußen, aber er näherte sich immer mehr dem Eingang der Leichenhalle.

Es kostete Pietro Lombardi Überwindung, sich umzudrehen und zur offenen Tür zu schauen. Schließlich hatte er es geschafft, schaute hin —und in diesem Augenblick ging das Licht aus...

Pietro Lombardi stand im Dunkeln!

Er hatte die Hand, die das Licht löschte, nicht gesehen, es war einfach alles zu schnell gegangen, aber er wußte, daß sich ihm kein Freund genähert hatte.

Vielleicht war es sogar diejenige Person, die die Leichen gezeichnet hatte.

Lombardi spürte, wie sein Herz hart trommelte. Es war einfach die Angst, die er nicht überwinden konnte und die diesen Druck bei ihm auslöste. Jetzt hörte er die Schritte nicht mehr. Regungslos stand er auf der Schwelle und schaute dorthin, wo sich das Rechteck der offenen Tür in der dunkleren Wand abzeichnete.

Da mußte der Fremde sein.

Erzeigte sich nicht. Lauerte wahrscheinlich im Gang wie ein Schatten, um blitzschnell vorstoßen zu können.

Pietro holte tief Luft. In seiner Brust schmerzte es. Er versuchte, die Angst zu überwinden, um wenigstens etwas sagen zu können. Beim zweiten Anlauf gelang ihm dies.

»Hallo!« rief er. »Hallo! Ist dort jemand? Wenn ja, weshalb zeigen Sie sich nicht? Kommen Sie vor und machen Sie wieder Licht. Was soll das überhaupt?«

Er hatte nicht laut gesprochen, doch die kahlen Wände gaben seiner

Stimme ein Echo, so daß der Fremde die Worte einfach hören mußte. Nur rührte er sich nicht.

Er gab keine Antwort, er schob sich nicht vor, blieb im Gang und ließ Zeit verstreichen.

Bisher war Pietro Lombardi in der Nacht gern allein gewesen. Diesmal jedoch war seine Furcht zu groß. Er wünschte sich sogar seine Frau Luisa herbei. Die hätte mehr Courage gehabt und dem Fremden einiges erzählt.

Der Eindringling blieb verschwunden. Er zeigte sich auch nicht in den folgenden Sekunden. Allmählich ließ die Spannung bei Pietro nach. Zwar fühlte er sich nicht viel besser, doch die Vernunft sagte ihm, daß es keinen Sinn hatte, noch länger in der Leichenhalle herumzustehen. Er mußte einfach raus. Möglicherweise hatte sich der Unbekannte auch zurückgezogen, weil er keinen Erfolg sah.

Lombardi ging vor. Wie ein Pantomime bewegte er sich dabei. Jeder Schritt wirkte überzogen, aber er wollte ihn möglichst lautlos setzen und sah sich auch vor, auf keinen Fall die Wand zu berühren und sich durch ein Schleifen zu verraten.

So näherte er sich der Tür.

Seine Schritte wurden länger, aber nicht lauter. Er stieß nirgendwo gegen, behielt den Ausschnitt genau im Auge, wo sich noch immer keine Gestalt abzeichnete.

Bei ihm stieg die Hoffnung. Schon geriet er in den Bereich der Tür, wo das Licht aus dem Gang ein helleres Rechteck malte. Jetzt brauchte er sich nur nach links zu drehen und...

Da geschah es!

Es war ein Schatten, der plötzlich Gestalt annahm und auf ihn zuraste. Pietro erkannte die Faust erst, als es zu spät war. Da hatte ihn schon der harte Schlag vor die Brust getroffen und ihn rücklings zu Boden geschleudert. Er prallte auf den harten Boden, stieß sich den Hinterkopf, sah Sterne aufblitzen und vernahm einen dumpfen

Ton, der ihm bekannt vorkam. Er entstand, wenn jemand die Tür zuschlug. Bewegungslos blieb er auf dem Rücken liegen. Die Augen hielt er weit offen, obwohl er in der Dunkelheit nichts sehen konnte. Pietro lauschte seinem eigenen Herzschlag nach und konzentrierte sich wieder auf seine Umgebung.

Er sah nichts, er hörte nur etwas.

Wieder diese schleichenden Schritte in der Finsternis. Jedesmal, wenn der Unbekannte seinen Fuß auf den Boden setzte, verdoppelte sich bei Pietro die Angst, weil er genau nachvollzog, daß sich der Unheimliche ihm näherte.

Oder waren es zwei?

Pietro lauschte. Er wunderte sich darüber, daß er sich sogar konzentrieren konnte. Seine Nerven standen unter Druck, aber das Gehör funktionierte.

Es stimmte.

Zwei Menschen näherten sich ihm von verschiedenen Seiten. Das Grauen hatte sich verdoppelt. Pietro wußte nicht, was er machen sollte, er sah die beiden nicht, dafür spürte er sie.

Auch als Leichenwärter besaß er eine gewisse Sensibilität. Und die drang durch. Die beiden waren Feinde, genossen den Schutz der Dunkelheit. Vielleicht konnten sie sogar sehen, im Gegensatz zu ihm. Das wollte Pietro genau wissen.

Er hatte vor, sich zur Seite zu rollen und aufzustehen, aber sein Vorhaben wurde bereits im Ansatz gestoppt.

Etwas senkte sich im Dunkeln auf ihn nieder und berührte seine Brust. Es war nicht nur schwer, auch spitz und drang tatsächlich durch seine Kleidung.

Lombardi wagte nicht, sich zu rühren. Auf seinem Körper lag eine eisige Kälte, denn der spitze Gegenstand, der ihn berührte, bewegte sich plötzlich weiter und zerschnitt seine Kleidung.

Das mußte ein Messer sein oder etwas Ähnliches... Der Kittelstoff

war bereits durchschnitten. Darunter trug Pietro einen dünnen Pullover, dessen Material auch keinen Widerstand entgegensetzte, so daß die Spitze sehr bald die Haut auf der Brust berührte und dort für einen Moment verharrte.

Lombardi lag unbeweglich auf der Stelle. Trotz der Starre tobte in seinem Innern eine Hölle. Das Blut rauschte durch seine Adern, es hämmerte hinter der Schädeldecke. Urplötzlich kam ihm der Gedanke an den Tod.

Ja, er konnte sterben!

Bisher hatte er daran nicht gedacht, aber in diesem Augenblick war alles anders. Mit dem Gedanken an ein Ableben hatte er sich zuvor nicht befaßt. Es waren immer nur die andern tot, jetzt konnte es auch ihn erwischen. Pötzlich spürte er den beißenden, ziehenden Schmerz, der seine obere Körperhälfte durchzuckte. Sein Hirn war für einen Moment leer, bis ihm der Gedanke kam, daß dies der Schmerz kurz vor dem Tod sein konnte. So war es, wenn jemand ermordet wurde.

Aber er starb nicht...

Nur der Schmerz blieb, obwohl sich seine Lage veränderte. Zwar konzentrierte er sich auch weiterhin auf die Brust, aber er wanderte über den Brustkasten hinweg, als würde die Messerspitze etwas in seinen Körper hineinritzen.

Vielleicht ein Zeichen oder ein Sigill!

Siedendheiß fiel ihm ein, was er bei den Toten gesehen hatte. Ein G und ein C.

Das war ihm ein Rätsel gewesen, aber wenn er sich konzentrierte und den Schmerz überwand, fand er heraus, daß die Messerspitze etwas auf seine Brust zeichnete.

Ein G und ein C!

Auch er sollte zu den Gezeichneten gehören und wahrscheinlich danach getötet werden.

Pietro konzentrierte sich darauf. Manchmal hatte er das Gefühl,

schreien zu müssen, nur mühsam beherrschte er sich. Sekunden verlängerten sich zu kleinen Ewigkeiten. Lombardi bekam den Eindruck, daß der Unbekannte sich bewußt Zeit nahm, um ihn zu quälen. Tränen traten in seine Augen. Er atmete durch den offenen Mund, spürte im Hals die Trockenheit, die den Speichel verdrängt hatte.

Im Magen lag ein dicker Stein, und der wurde noch größer. Plötzlich war es vorbei.

Pietro hatte nicht mitbekommen, daß der im Dunklen lauernde Gegner seine Waffe zur Seite genommen hatte, es war einfach zu rasch gegangen, zudem blieb auch der Schmerz bestehen. Er vertiefte sich sogar noch, und auch das Zeichen würde bleiben.

Wie bei den drei Toten...

Pietro Lombardi weinte still. Er spürte die Nässe auf seinen Wangen, rührte sich nicht und blieb auch dann liegen, als sich die Unbekannten bewegten.

Er vernahm ihre Schritte. Erst härter, dann schleifend und dabei immer leiser werdend. Sie näherten sich der Tür, die nun aufgezogen wurde, so daß Licht aus dem Gang in die Leichenkammer fiel.

Wieder zeichnete sich ein helles Rechteck auf dem Boden ab. Es nahm an Größe zu, als die Tür weiter aufgezogen wurde, und die beiden Gestalten in diese Figur hineingerieten.

Zwei mächtige Körper. Einer davon wesentlich breiter als der rechts neben ihm gehende. Dafür war dieser Mann hochgewachsen, und von seinem Gesicht ging ein goldenes Schimmern aus.

Die beiden drehten sich nicht einmal mehr um. Sie drückten die Tür wieder zurück, doch nicht so stark, als daß sie ins Schloß gefallen wäre. Spaltbreit blieb sie offen.

Pietro Lombardi blieb zurück. Er konnte es nicht fassen, daß man ihn am Leben gelassen hatte. Der Schmerz auf der Brust breitete sich wellenförmig aus, im Rücken spürte er die Kälte der Steine, die

allmählich in seinen Körper drang.

Heiß und kalt - wie im Fieber...

Aber er lebte!

Ich lebe! Er sagte es sich immer wieder. Es schoß hoch wie eine Flamme. Gott, ich bin am Leben, ich habe es überstanden. Das Grauen hatte er gespürt, aber der Tod war noch einmal an ihm vorbeigeschlichen.

Wieder fror und schwitzte er. Auf seiner Stirn lag der Schweiß dick wie eine Schicht. Seine Lippen zitterten ebenso wie die Wangen. Noch immer rann es feucht aus seinen Augen. Die Tränen waren einfach nicht aufzuhalten. Ein Zeichen der Erlösung, und er konnte sich auch bewegen. Die Arme winkelte er ebenso an wie die Beine, stützte sich dann auf seine Ellenbogen und stand auf.

Erst ein kurzer Schritt, danach ein langer. Beide brachten ihn dem Ausgang näher. Neben der Tür fiel er gegen die Wand, wo er sich zunächst noch abstützen mußte.

Er atmete durch die Nase. Der Druck hinter der Stirn hatte sich zu einem dumpfen Hämmern verdichtet. Es war nicht so stark wie das Brennen auf der Brust.

In einer ziemlich unbequemen Haltung wartete er ab. Er drehte sich nach rechts, da war die Türöffnung, und durch sie gelangte er in den Gang. Noch waren seine Schritte unsicher, und mit weichen Knien trat er über die Schwelle.

Im Gang blieb er stehen. Pietro Lombardi war froh, daß sich die Wand in der Nähe befand, wo er sich abstützen konnte. Er hatte beide Arme ausgestreckt und dabei das Gefühl, als würde die Wand auf ihn zukommen und im nächsten Moment wieder zurückdrängen. Das helle Licht schmerzte in seinen Augen. Er war ziemlich down, hatte Mühe, sich zurechtzufinden und schüttelte einige Male den Kopf, als hätte man ihm Wasser über die Haare gegossen.

Die Nacht über konnte er nicht stehenbleiben. Vorsichtig setzte er

sich in Bewegung, strich dabei an der Wand lang und benützte diese noch als Stütze.

Dabei hatte er das Gefühl, nicht über normalen Boden zu schreiten. Immer wieder rutschte er ab, trat in Löcher, wo keine waren, schaute sich dennoch um, ob er verfolgt wurde, und stellte fest, daß dies nicht der Fall war.

Die beiden Unbekannten waren verschwunden.

Es kam Pietro wie eine kleine Ewigkeit vor, bis er seine Bude erreicht hatte.

Dort stand auch die Grappa-Flasche. Er hatte die Notbeleuchtung brennen lassen und schaltete zusätzlich noch die Deckenleuchte ein. Als seine Finger die Flasche umklammerten zitterten sie. Noch nie zuvor hatte er den Schluck so nötig gebraucht wie jetzt. Er setzte an und trank die Flasche bis weit über die Hälfte leer. Der Grappa brannte in seinen Eingeweiden, so daß er das Gefühl hatte, explodieren zu müssen. Tränen schossen wieder in seine Augen und rannen an den Wangen entlang.

Schwer fiel er auf den Stuhl. Dabei kam er sich vor wie ein Mehlsack. Er erinnerte sich daran, daß in einer Schublade des primitiven Schreibtisches ein alter Spiegel lag. Den holte er hervor, stellte ihn auf die Platte und schaute sich an.

Sein schweißfeuchtes Gesicht wollte er nicht sehen. Er hielt den Spiegel so, daß er seine Brust erkennen konnte und auch die Verletzung darauf. Es war ein Zeichen!

Zwei Buchstaben: G und C.

Fein säuberlich gezeichnet, wie in Holz geschnitzt. Das Blut rann an den Rändern kaum aus.

Lombardi dachte zum erstenmal wieder nüchtern. Wie kam jemand dazu, ihm dieses Zeichen auf die Brust zu malen? Dazu noch mit einem Messer oder einer Lanzenspitze?

Er hatte keine Ahnung, obwohl er daran dachte, daß dies etwas zu

bedeuten hatte. Ebenso wie bei den drei Toten.

Die Angst kehrte zurück. Über ihm lag eine unsichtbare Bedrohung. Er fühlte sich eingekreist. Fesseln hielten ihn. Sie waren unsichtbar, aber nicht weniger stark.

Sein Herz hämmerte unregelmäßig. Der Alkohol überschwemmte zusätzlich sein Bewußtsein, löschte aber nicht seine Gedanken aus. Wichtig war der Anruf. Er mußte telefonieren. Die Polizei konnte ihm helfen. Sie sollte den Fall aufklären. Er jedenfalls würde in den nächsten Tagen keinen Dienst mehr schieben, das war sicher...

Aus dem Rund des Eiskübels schaute der grünlich schimmernde Hals der Weinflasche hervor. Im Innern der Flasche befand sich noch zur Hälfte der trockene, leicht nach Heu, aber wunderbar schmeckende Chablis. Die erste Hälfte schimmerte in den beiden Gläsern, die vor Jane Collins und mir standen.

Wir hatten zuvor ein wenig Lachs gegessen, wunderbar zubereitet, hauchdünn geschnitten und als Beilage drei Dips [\[1\]](#) bekommen, die unterschiedlich schmeckten, aber jede für sich eine Wohltat für Zunge und Gaumen war.

Das Essen ging auf Kosten des Hauses, das heißt, Scotland Yard würde die Rechnung übernehmen, denn das Restaurant, in dem wir uns befanden, hatte Preise, die ein Normalsterblicher kaum bezahlen konnte. Bekannt war es als hervorragendes Fisch-Restaurant. Jane saß mir gegenüber. Zwischen uns stand eine kleine Schale mit nicht zu hoch wachsenden Blumen. Aus dem Bukett schaute eine schmale Kerze hervor.

Die Flamme schuf Reflexe, die auch in Janes Augen tanzten. Sie wirkte elegant. Das grüne Kostüm aus Wildseide hatte sie erst vor wenigen Tagen gekauft. Sehr dekorativ sah darunter die weiße Bluse aus, und auch der Schmuck paßte farblich dazu.

Jane trug das Haar noch immer kurz geschnitten, zu einer leichten

Sturmfrisur gekämmt und gefönt. Ihr Make-up war dezent, die Lippen zeigten nur eine schmale Tönung.

Sie lächelte.

»Was ist?« fragte ich und zog eine Zigarette aus der Packung.

»Ich kann es noch immer nicht fassen, daß wir hier auf Spesen essen. Stimmt das auch?«

»Ja, Sir James hat uns eingeladen. Er wird etwas später kommen, weil er noch dienstlich unterwegs ist.«

»Was ist da für ein Hintergedanke dabei?«

»Bis jetzt keiner.«

Jane nahm einen Schluck Chablis. Wir saßen in einer kleinen Nische. Nicht weit entfernt befand sich das Fenster mit den Butzenscheiben, über die ebenfalls das Licht der Kerze tanzte. Auch zum Nachbartisch war genügend Platz vorhanden, um die Gespräche nicht mitanhören zu müssen.

Die ehemalige Hexe, die jetzt bei Lady Sarah Goldwyn wohnte und in deren Brust ein Kunstherz schlug, schüttelte den Kopf. »Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß es ohne einen Hintergedanken geschieht. Was Sir James in die Wege leitet...«

»Warte doch ab.«

»Der hat etwas mit uns vor.« Jane ließ sich nicht beirren.

»Siehst du das negativ?«

»Nein. Es wundert mich nur.«

Der Ober kam und räumte ab. »Möchten Sie jetzt den zweiten Gang oder noch etwas warten?«

Ich schaute Jane an. »Für mich ja.«

»Ebenfalls.«

Der Ober schwebte davon. Wir hatten eine klare Geflügelsuppe bestellt, die uns köstlich mundete. Danach sollte noch eine Fischplatte nach Art des Hauses serviert werden.

»Ich bin jetzt schon fast satt«, sagte Jane.

»Macht nichts. Du kannst dich in der nächsten Stunde mit Sir James unterhalten.«

»Kommt er denn?«

»Er ist schon da.« Ich konnte an Jane vorbeischaun und sah, daß Sir James die Garderobe abgenommen wurde. Er war nicht allein, und das wunderte mich, denn von einem zweiten Gast hatte er nichts erwähnt, als er uns einlud.

Bei ihm war ein südländisch aussehender Mann, der soeben seinen dunkelblauen Mantel auszog, Sir James zunickte und zu diesem vorgelassen wurde, denn der Superintendent hatte Jane und mich bereits entdeckt.

Ich stand auf, als sich die beiden Herren näherten. Die Begrüßung war herzlich, und der Begleiter des Superintendenten küßte Jane Collins galant die Hand.

Er war uns vorgestellt worden, und wir erfuhren, daß es sich bei ihm um einen Kollegen handelte.

Commissario Torri!

Jane Collins zwinkerte mir zu. Ich sah das gewisse Lächeln auf ihren Lippen.

Es besagte, ich habe recht gehabt, die Einladung war nicht privat.

»Lassen Sie sich beim Essen nicht stören«, sagte Sir James. »Wir haben anschließend noch Zeit genug.«

»Es dauert noch etwas, bis die Hauptspeise serviert wird.«

»Bitte, Commissario, dann klären Sie Miß Collins und Mr. Sinclair über das Problem auf.«

»Gern.« Der italienische Kollege schaute uns aus seinen dunklen Augen an. Er war ungefähr in meinem Alter und machte einen sportlichen Eindruck. Sein Gesicht zeigte einen männlichen Schnitt, und erwirkte wie ein energiegeladenes Bündel.

»Sie kennen Venedig?« wandte er sich an uns.

Jane und ich nickten.

»Dann brauche ich Ihnen über die Stadt nicht viel zu erzählen, aber wir haben Probleme.«

»Wieder einmal?« fragte ich.

Torri lächelte fragend. »Wieso?«

»Weil ich Venedig schon von seiner düsteren Seite kenne. Ich hatte dort einige Male zu tun und auch gegen Monstren gekämpft, die Ähnlichkeit mit Eulen aufwiesen und sich Strigen nannten.«

»Davon hörte ich.«

»Gut.« Ich nickte. »Die neue Sache hat aber mit den alten Fällen nichts zu tun — oder?«

»Auf keinen Fall. Wir jedenfalls haben bisher keine Verbindung erkennen können.«

Ich trank einen Schluck Wein. »Worum geht es dann?«

»Das ist unser Problem.«

»Berichten Sie.«

Zunächst kam der Ober und nahm die Bestellungen entgegen. Sir James trank sein kohlensäurefreies Wasser und wollte danach eine kleine Seezunge essen.

Der italienische Kollege entschied sich für Seewolf und nahm als Vorspeise eine Fischsuppe. Ich bestellte noch eine zweite Flasche Chablis. Danach kamen wir zur Sache.

»Es geht um drei Tote«, erklärte Torri. »Wir haben die Leichen aus den Kanälen gezogen.«

»Normale Tote?« fragte ich dazwischen. »Keine Zombies?«

Torri verzog die Mundwinkel. »Eigentlich nicht. Und dennoch sind sie anders, denn es passierte, als sie im Leichenhaus aufgebahrt waren...«

Der gespannt zuhörenden Jane Collins und mir berichtete er von unheimlichen Vorgängen. Daß die Toten angefangen hatten zu bluten und wie es den Nachtwächter erwischt hatte.

»Und dieser Mann lebt noch?«

»Ja.« Torri gab mir die Antwort nickend.

Jetzt mischte sich Jane ein. Sie richtete ihre grünblauen Augen auf den Commissario. »Die Zeichen auf den Körpern der Leichen müssen doch etwas zu bedeuten haben.«

»Das stimmt, und wir haben auch lange genug herumgerätselt. Der Zeuge konnte uns keine Antwort geben. Lombardi hat die Person in der Finsternis nicht erkannt. Das war einfach unmöglich. Wir gingen die Sache wissenschaftlich an und fütterten unseren Computer. Der Geheimdienst war uns dabei behilflich. Dort sind ja zahlreiche Daten gespeichert. Allerdings konnten wir nicht so recht an ein Ergebnis glauben und waren demnach überrascht, daß es trotzdem gelang, ein Resultat zu finden. Wir konnten die Buchstaben entschlüsseln.«

»Und was kam heraus?«

»Signorina Collins, Sie werden es kaum glauben, aber die Buchstaben G und C sind die Initialen eines Mannes, der vor einigen Jahrhunderten in Venedig gelebt hat und sich sogar den Thron des Dogen aneignete. Er war ein Doge, wenn auch nur für wenige Monate, aber immerhin. Er ist in die Geschichte eingegangen, nur hat man seinen Namen offiziell vergessen, weil seine Regierungszeit kein Ruhmesblatt für die Zeit war. Sein Name lautete Giancarlo Cabrasi.«

»G und C«, sagte ich.

»So ist es.«

»Und weiter?«

»Seine Regentschaft war gefürchtet. Aber die Menschen in Venedig, sie liebten bekanntlich die Freiheit und auch ihre Unabhängigkeit, schafften es, den Dogen zu überwältigen und in die Bleikammern zu werfen. Es sieht allerdings so aus, als wären er und sein Henker wieder freigekommen. Vielleicht geistert jemand durch Venedig, der die alten Zeiten wieder aufleben läßt. Der Doge hatte

jeden Menschen, den er nicht leiden konnte, umbringen lassen. Und zwar durch seinen Henker Turrio. Nachdem die Menschen tot waren, ritzte ihnen der Henker die Initialen des Dogen in den Brustkorb. Das war im Prinzip alles. Nicht viel, aber es sagt eine ungeheure Menge aus.«

Ich nickte. »Das kann man wohl sagen.«

»Deshalb bin ich gekommen. Sie, Mr. Sinclair, würden uns einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie nach Venedig reisten und sich des Falles annähmen. Sie würden nicht offiziell erscheinen, sondern mit Ihrer Begleiterin ein Liebespaar spielen. Venedig ist im März zwar nicht optimal vom Wetter her, aber besser als im November, denn bei uns fängt bereits die Blüte an.«

»Da haben Sie wohl recht.«

Jane lächelte mir zu. »Das wäre doch etwas für uns -oder nicht?«

»Im Prinzip schon.«

»Was hindert dich daran?«

»Ich weiß es selbst nicht. Aber können wir tatsächlich davon ausgehen, daß dieser längst verstorbene Doge die Schuld am Tode der drei Menschen trägt, nur weil sie das alte Zeichen auf der Brust tragen?«

Torri stimmte mir im Prinzip zu. »Ich an Ihrer Stelle hätte ebenso gehandelt. Gehen wir davon aus, daß Cabrasi und sein Henker nicht zurückgekehrt sind, bleiben immer noch die rätselhaften Morde, die uns Sorgen bereiten. Sie könnten zur Abwechslung ja einen normalen Killerjagen - finden Sie nicht?«

Ich schaute Sir James an. »Fällt das in meinen Zuständigkeitsbereich?«

»Nein, eigentlich nicht. Nur hat Ihnen Signore Torri nicht alles berichtet.«

»Was fehlt noch?«

»Der Zeuge, dieser Pietro Lombardi, sah doch etwas. Als die

beiden Unbekannten die Dunkelheit verließen, erkannte er im Gesicht des einen einen goldenen Schimmer.«

»Und was heißt das?«

»Ich beziehe es mal auf den alten Dogen, Mr. Sinclair. Wenn er auftrat, dann nur mit einer goldenen Maske vor dem Gesicht. So zeigte er sich seinem Volk.«

»Und was hätte es für einen Sinn gehabt?«

»Er wollte nicht nur seine Stärke demonstrieren, auch seinen Reichtum. Sie wissen selbst, Mr. Sinclair, welche Anziehungskraft das Gold zu allen Zeiten auf die Menschen gehabt hat. Das war damals in Venedig nicht anders.«

»Diese Maske oder eine ähnliche hätte sich auch jemand überstreifen können.«

»Da gebe ich Ihnen recht. Wir haben auch auf diese Zeugenaussage keinen allzu großen Wert gelegt, aber etwas anderes war uns viel wichtiger. Es ging um die drei Leichen und die Zeichen auf deren Körpern. Sie können die Toten nicht mehr besichtigen, Mr. Sinclair.«

»Das hat seinen Grund?«

»Ja.« Torri machte es spannend. »Die Leichen zerfielen. Sie wurden zu Staub. Als wir die Reste untersuchten, wunderten wir uns über die Schwere des Staubs. Für Wissenschaftler war es einfach, die Analyse anzufertigen. Der Staub bestand aus Blei!«

Ich hob die Augenbrauen. »Tatsächlich?«

»Das ist keine Lüge.«

»Wissen Sie nun, John, weshalb wir hier zusammensitzen?« fragte Sir James Powell.

»Ich kann es mir gut vorstellen.«

»Dann sollten wir etwas tun.«

Er nickte Jane zu, dann mir. »Ich habe Sie beide ausgesucht, nach Venedig zu reisen. Versuchen Sie, den oder die Mörder zu stellen.«

»Ohne Sukos Hilfe?«

»Ja, Sie werden nicht offiziell einreisen. Sie sind ein ganz normales Paar. Signore Torri wird Sie nur am Flughafen abholen, damit es bei der Einreise nicht zu Schwierigkeiten kommt, wenn Sie Ihre Waffen mitnehmen. Ansonsten sind Sie auf sich allein gestellt.«

Ich schaute Jane an. Sie mich, dann nickte sie. »Ich bin einverstanden.«

»Dann darf ich Ihnen gratulieren, Signora Collins«, erklärte der italienische Kollege. »Nicht jede Frau hätte sich so entschieden, wie Sie es getan haben.«

»Ich bin froh, einmal herauszukommen. Außerdem habe ich schon früher ähnliche Dinge erlebt.«

»Ich weiß.«

»Was sagen Sie dazu, Mr. Sinclair?« wurde ich gefragt.

»Venedig ist nicht gerade klein. Ich frage mich nur, wo wir anfangen sollen?«

»Ich verstehe, worauf Sie hinauswollen, aber man kann das Gebiet durchaus eingrenzen. Es ist in der Nähe vom Markusplatz. Dort befinden sich auch die Anlegestellen der Gondeln, und ich habe Ihnen in der Nähe ein Zimmer reservieren lassen, damit Sie es nicht zu weit haben.«

»Sie waren sich so sicher, daß ich den Auftrag annehme?«

»Haben Sie schon jemals einen solchen abgelehnt?«

»Nein.«

»Sehen Sie.«

Unser Hauptgericht wurde serviert. Jane bekam große Augen, als sie die Mengen an Fisch sah und hielt sich den Magen. »Das sollen wir alles essen?« fragte sie.

»Stärken Sie sich, Signorina. Venedig hat zwar hervorragende Restaurants, die Sie unbedingt besuchen müßten, aber ich weiß nicht, ob Sie dazu kommen werden.«

Ich lachte. »Sie machen uns vielleicht Hoffnungen.«

Sein Gesicht nahm einen ernsten Ausdruck an. »Eines sollten Sie auf keinen Fall tun. Den Fall unterschätzen, das würde ich Ihnen beiden nicht raten.«

Ich nickte. »Darauf können Sie sich verlassen.«

Sir James deutete auf die gewärmten Teller und die große Fischplatte.

»Bitte, so etwas darf nicht kalt werden.«

Das dachten Jane und ich auch. Und es schmeckte mir, obwohl die Fahrt nach Venedig sicherlich kein Spaziergang werden würde. Noch etwas kam hinzu.

Torri hatte von einem Zimmer gesprochen, das für uns reserviert worden war. Jane und ich würden also in einem Zimmer schlafen. Obwohl sie und Glenda Perkins einen Burgfrieden geschlossen hatten, würde ich mich davor hüten, Glenda davon zu berichten.

Ich schaute über den Teller hinweg auf Jane und sah, daß ihr Gesicht eine leichte Röte angenommen hatte. »Woran denkst du?« fragte ich leise.

»Vielleicht an das gleiche wie du.«

»Das ist möglich...«

»Du willst weg?« fragte Luisa mit ihrer Keifstimme, als sie sah, daß ihr Mann nach dem Mantel griff.

»Ja.«

»Und wohin?«

»Mal sehen.«

»Ha!« rief sie. »Mal sehen, immer nur mal sehen. Du bist krankgeschrieben worden. Du sollst dich ausruhen und zu Hause bleiben, hast du verstanden?«

»Das ist es ja. Ich will mich auch ausruhen.«

»Dazu haust du ab?«

Die beiden standen sich im schmalen Flur der Dachwohnung

gegenüber. Luisa sah aus wie immer. Sie trug auch am Abend den Putzkittel und hatte um das rötlich gefärbte Haar ein Tuch gebunden. Ihre Augen blitzten noch so wie früher, aber mehr war von dem Mädchen, das er vor Jahren einmal geheiratet hatte, nicht geblieben. Ihr Gesicht hatte einen harten, verbitterten Ausdruck angenommen. Das zeigte besonders der schmal gewordene Mund, dessen Winkel nach unten wiesen.

»Ich warte auf eine Antwort.«

»Die kannst du haben. Ich verschwinde, weil man mir gesagt hat, daß ich mich schonen soll. Und hier werde ich nicht geschont. Aber das liegt nicht an mir, sondern an dir.«

»Wieso das?«

»Denk mal darüber nach. Du benimmst dich hin und wieder furienhaft. Da kann man Angst bekommen. Dann dein Putzfimmel, das Reden über andere Leute, so etwas gefällt mir nicht.«

»Die anderen reden auch über mich.«

»Das ist mir egal. Ich werde jetzt verschwinden.«

Luisas Augen nahmen einen lauernden Ausdruck an. »Zu den alten Säufnern?«

»Es sind Freunde.«

»Ja, die sich volllaufen lassen.«

Pietro grinste, auch wenn es ihm schwerfiel. »Vielleicht haben sie die gleichen Probleme wie ich.«

»Dann hau doch ab!« rief sie ihm ins Gesicht und streckte dabei ihren Kopf vor. »Verschwinde und bleib meinetwegen die Nacht über weg. Das ist mir egal.«

»Ja, bis morgen dann.« Er drehte sich um und öffnete die Tür. Sie war kaum wieder ins Schloß gefallen, als etwas von innen dagegen polterte. Seine Frau hatte ihm irgendeinen Gegenstand nachgeworfen, der glücklicherweise nicht getroffen hatte.

Unter dem Dach wohnten sie allein. Das Haus war sehr schmal und

lag an einer ebenso schmalen Straße. Eine winzige Gasse, die nur in einer Richtung begangen werden konnte. Sie endete an einem der zahlreichen Kanalarme, wo sich auch eine schmale Brücke befand. Über die mußte Pietro gehen, um sein Ziel zu erreichen.

Er hatte einige Tage zu Hause verbracht und damit gerechnet, daß es ihm besser ging.

Das Gegenteil war eingetreten. Von Tag zu Tag ging es ihm schlechter. Es war eine schleichende Krankheit, die ihn überfallen hatte. Sie war in seine Knochen gedrungen und breitete sich immer mehr aus. Eine ungewöhnliche Schwere, schon mit Blei zu vergleichen. Er konnte sich zwar bewegen wie immer, nur bereitete ihm dies große Schwierigkeiten. Jedes Gehen war langsam. Sehr vorsichtig setzte er seine Schritte, und auch im Kopf fühlte er eine Schwere.

Irgend etwas war mit ihm geschehen.

Die Ärzte hatten ihn untersucht und sich sehr um seine Wunde bemüht. Zu einem Ergebnis waren sie nicht gekommen. Sie hatten nur festgestellt, daß es sich bei dieser Wunde durchaus um einen Messerschnitt handeln konnte, mehr war nicht herausgekommen. Die Wunde hatte man desinfiziert, sie schmerzte auch nicht mehr. Dafür war das andere Leiden eingetreten. Die Schwere in den Knochen, als hätten sie das Doppelte an Gewicht bekommen. Dementsprechend langsam schritt Pietro Lombardi auch die hohen Stufen der schmalen Treppe hinab. Mit der linken Hand hielt er sich am Geländer fest, und als er die Treppe hinter sich gelassen hatte, war er in Schweiß gebadet. Vor der Tür blieb er stehen. Er selbst brauchte sie nicht aufzudrücken, weil sie von außen geöffnet wurde. Signora Orfani betrat das Haus. Sie war fast so breit wie groß und die Intimfeindin seiner Frau Luisa. Er verstand sich mit der Hausbewohnerin gut.

Sie lachte ihn mit ihrem breiten Mund an. »Na, wieder auf Tour?«

»Ja.«

»Aber Sie sehen schlecht aus.«

»Ich weiß, deshalb will ich frische Luft schnappen.«

»Die Luft stinkt. Sie hängt zwischen den Häusern und über den Kanälen wie Blei.«

»Das weiß ich.«

Die Orfani lachte und schlug ihm auf die Schulter. »Immer noch besser als bei Luisa, wie?«

»Sie sagen es.«

»Dann wünsche ich Ihnen viel Spaß. Und lassen Sie sich von Luisa nicht fertigmachen.«

»Sehe ich so aus?«

»Im Moment bestimmt. Sie sollten wegfahren und sich erholen. Ich komme aus Palermo, dort ist es schon herrlich warm. Fahren Sie hin...«

»Dort ist doch die Mafia!«

»Gibt es die nicht hier auch?«

»Ich weiß nicht.«

Signora Orfani schnappte ihre Einkaufstasche und ging zur Treppe. »Viel Vergnügen.«

»Danke.« Pietro hatte die Tür mit dem Fuß aufgehalten. Er brauchte sie nur mehr ein wenig weiter zu öffnen, um das Haus verlassen zu können. Die Gasse war nicht nur sehr eng, auch an Beleuchtung wurde gespart. Nur eine Lampe gab ihren Lichtschein ab. Sie hing an einem kunstvoll geschmiedeten Bogen, der wie ein gebogener Arm von der Hauswand her in die Gasse hineinragte.

Da die Lampe unter Denkmalschutz stand, würde sie auch weiterhin Licht spenden.

Wie so oft in Venedigs Gassen war das Pflaster sehr uneben. An manchen Stellen fehlte es ganz, so daß der einsame Spaziergänger über die Löcher hinwegsteigen mußte.

Auch hier hielt er sich dicht an den Hauswänden. Je weiter er sich

von seiner Wohnung entfernte, um so schlimmer wurde es. Die Schwere seiner Glieder war ihm noch nie so deutlich zu Bewußtsein gekommen wie an diesem Abend.

Für den Weg zur Brücke brauchte er die doppelte Zeit wie normal. Als er sie erreicht hatte, sie führte zum Glück kerzengerade über den Kanal, blieb er zunächst einmal stehen und lehnte sich auf die steinerne Brüstung.

In dieser Haltung blieb er, atmete tief ein und auch wieder aus. Selbst das bereitete ihm Mühe, es ging nicht mehr so wie früher. Pietro schaute auf das Wasser. Es sah dunkelgrau aus, an einigen Stellen fast schwarz. Die Orfani hatte recht behalten. Die Kanäle stanken. Ein widerlicher Geruch stieg ihm in die Nase. Es roch nach Fäkalien, Abwässern und altem Holz, als würde der in der Nähe liegende Kahn allmählich verfaulen.

Pietro bewegte seinen Kopf. Wenn er nickte, überkam ihn das Gefühl, als würde sein Kopf abfallen, so schwer war er plötzlich geworden. Hinter seinen Augäpfeln tuckerte es, und manchmal zogen Schmerzwellen durch den gesamten Schädel. Zurück oder zu seinen alten Freunden?

Die Entscheidung fiel ihm nicht leicht. Schließlich war er zu einem Ergebnis gelangt. Er wollte weitergehen, nicht wegen Luisa, nein, dann brauchte er die Treppe nicht wieder hoch. Möglicherweise ging es ihm nach einigen Grappas wieder besser.

Und so lief er weiter. Wie ein alter Mann setzte er seine Schritte. Über ihm lag der dunkle Himmel. Wolkenverhangen. Ein kühler Wind trieb durch die engen Straßen und bewegte auch das Wasser der Kanäle. Er brachte auch den Geruch mit, der in allen Mauern festsaß und auch die Menschen nicht verschonte.

Dieses Venedig besaß nichts mit der Stadt gemein, wie sie Millionen von Touristen kannten. Sie war zu einer Stadt geworden, die allmählich vor sich hinsiechte.

Wie auch der einsame Mann, dessen Kräfte immer mehr schwanden, wobei die Pausen, die er einlegen mußte, zwangsläufig länger wurden. Aber Pietro hielt sich auf den Beinen, auch wenn es ihm schwerfiel, denn er sah bereits die Laterne über dem Eingang der kleinen Osteria. Dort hatte er sich ziemlich lange nicht mehr blicken lassen. Sicherlich würden ihn die alten Kumpel empfangen wie einen verlorenen Sohn. Hoffentlich hatte man ihm auch den Platz an der Theke freigehalten. Er hatte stets an einer bestimmten Stelle gesessen, und die wollte er auch am heutigen Abend wieder einnehmen.

Der Gedanke an den Grappa gab ihm noch einmal Kraft. Der Wirt Luigi wartete auf besseres Wetter. Er glaubte auch daran, denn draußen standen bereits die kleinen Tische und die schmalen Stühle. Beide jedoch übereinander gestapelt und durch Ketten verbunden. Der Stimmenlärm drang durch das schräggestellte Oberlicht der Tür. Über Pietros Gesicht zuckte ein Lächeln. Diese Geräuschkulisse liebte er, er war sie gewohnt, er kannte sie und öffnete die Tür sehr langsam. Dennoch schlug die kleine Glocke an.

Schlagartig verstummten die Gespräche. Die Gäste standen nur an der Theke. Sie alle hatten das Bimmeln der Glocke gehört und drehten nun die Köpfe.

Und sie alle schwiegen.

Für Pietro Lombardi waren die Gesichter der Freunde nur mehr blasse Flecken zwischen den treibenden Rauchschwaden und den nebelumhüllten Lampen. Aber sie erkannten ihn besser. Luigi, der Wirt, schrie plötzlich los.

»Er ist da. Unser verloren geglaubter Sohn Pietro ist zurückgekehrt. Laß dich umarmen.« Der dicke Luigi watschelte hinter seiner Theke hervor. Wie immer trug er die Schürze bis zu den Schienbeinen, und wie immer war sein Gesicht glänzend, so daß es Ähnlichkeit mit einem hellen Vollmond bekam.

Er umarmte Pietro, drückte ihn an seine Brust, während die übrigen Männer Hochrufe ausstießen. Man hatte ihn gern, Pietro war ein Mensch, der sich keine Feinde schuf, immer freundlich und stets auf Draht. Er gab auch hin und wieder eine Runde und fühlte sich in dieser Männer-Gemeinschaft ungemein geborgen.

Sein Stammplatz war tatsächlich freigehalten worden. Luigi persönlich führte ihn wie einen König dorthin, verneigte sich und bat den Gast, Platz zu nehmen.

Pietro entsprach dem Wunsch. Dabei riß er sich stark zusammen. Niemand sollte merken, daß es ihm Schwierigkeiten bereitete, auf dem Hocker zu sitzen.

Über den Holztresen rutschte ein Glas mit Grappa. Auch andere bekamen volle Gläser. Luigi gab zur Feier des Tages einen aus. Wenig später stemmten sie die Gläser hoch, sangen ein Willkommenslied, und Pietro war zu Tränen gerührt.

Er konnte es kaum fassen, daß man sich derart um ihn kümmerte. Die Gläser wurden geleert. Lombardi stellte seines schwerfällig auf die Theke zurück, drehte sich dann, weil er die meisten seiner Freunde im Blickfeld behalten wollte. »Ich bin froh, daß ich wieder bei euch sein kann.«

Ja, das waren Sätze, die sie gern hörten. Sie nickten ihm zu, aber Luigi sprach das aus, das wohl viele dachten.

»Du siehst schlecht aus, Pietro. Fehlt dir was?«

»Ja!« meldete sich jemand aus dem Hintergrund. »Ihm hat etwas gefehlt. Der Grappa.«

Alles lachte, nur Pietro nicht, denn er merkte, daß ihm der Grappa nicht so gut bekommen war. Sonst hatte er sich immer sehr wohl gefühlt, aber jetzt konnte er kaum sprechen, seine Zunge war schwer wie Blei. Das Lachen verstummte. Sein Nachbar rüttelte ihn an der Schulter.

»Was ist los, du trübe Tasse?« Er kam mit seinem Kopf näher, und

sein Gesicht nahm plötzlich einen erschreckten Ausdruck an. »Meine Güte, du bist ja ganz grau. Wie... wie...« Er suchte nach einem Vergleich.

»Wie Blei.«

»So fühle ich mich auch.«

Die anderen Gäste hatten den Vergleich des Mannes mitbekommen, waren still geworden und hatten auch die geflüsterte Antwort vernommen. Schlagartig wurden sie still.

»Was ist denn?« fragte der Wirt.

Pietro hob müde den Blick. »Kann ich noch einen Grappa haben?«

»Klar, alles. Geht auf Kosten des Hauses. Wenn du nur wieder in Form kommst, mein Junge.«

Das Glas wurde Pietro zugeschoben, und er umfaßte es mit beiden Händen. Das blieb auch dabei, als er es anhob. Aus trüben Augen schaute er über den Rand hinweg in Luigis besorgtes Gesicht. Ersetzte den Glasrand an die Lippen, kippte die Flüssigkeit, kam aber nicht mehr dazu, den Schnaps zu trinken, denn urplötzlich zerbröselte seine Hand. Er schaute darauf und bekam mit, wie sie buchstäblich auseinanderfiel, zu Staub wurde, der wie ein grauer Regen auf die Thekenplatte rieselte und dort liegenblieb.

Luigi ging zurück. Er konnte sich nur einen halben Schritt bewegen, dann stieß er gegen das Regal. Sein Mund stand offen, ein Schrei drang nicht über seine Lippen, nur ein schweres Ächzen, und er schüttelte den Kopf, als könnte er das alles nicht fassen.

Den anderen Gästen erging es ähnlich. Sie alle hatten das Grauenhafte gesehen und konnten es nicht fassen. Sie stierten den Gast an, auf ihren Gesichtern zeichnete sich die Gänsehaut ab, aber niemand ging. Sie blieben da und hatten dennoch den Eindruck, alles weitere als Unbeteiligte zu erleben, denn Pietro kam ihnen vor, wie auf einer Insel hockend. Um ihn herum hatte sich eine Zone gebildet, die allein vom Grauen und den unheimlichen Vorgängen diktiert

wurde. Noch hockte er auf dem Sitz. Die rechte Hand war ihm abgefallen und lag nun als Metallstaub auf der Theke. Pietro Lombardi hielt den Arm noch immer angewinkelt. Mit dem Ellbogen stützte er sich auf der Theke ab. Aus dem Ärmel schaute der graue Stumpf des Gelenks, das noch nicht abgefallen war.

Das Glas hielt er in der Linken. Und jeder vernahm das leise Knacken und Knirschen, als es durch den starken Druck der Finger zerbrach, die ebenfalls die bleigraue Farbe angenommen hatten.

Die Haut veränderte ihre Farbe. Der Schimmer verdichtete sich, und einen Augenblick später löste sich die Hand auf. Wieder zerrieselte sie, so daß ein zweiter Armstumpf aus dem Ärmel schaute. Im Hintergrund betete ein Mann leise. Niemand achtete auf ihn. Die Gäste hatten nur Augen für ihren Freund Pietro Lombardi, der ohne Hände auf einem Barhocker saß, den Kopf zurückgelegt und den Mund geöffnet hatte.

Über seine Lippen drangen schluchzende Geräusche, die auch nicht verstummten, als er sich unter unsäglichen Mühen zur Seite drehte, um die Gäste anzuschauen.

Er starrte in ihre Gesichter, sah die Angst in den Zügen, sprach kein Wort und stierte nur vor sich hin.

Sekunden vertropften in quälender Monotonie. Die Angst weilte als unsichtbarer Gast zwischen ihnen.

Mit einer gewaltigen Kraftanstrengung schaffte Lombardi es, noch einmal den Mund zu öffnen und einige Worte zu sagen. »Sie... sie haben mich erwischt. Sie waren stärker als ich... sie waren stärker...«

Niemand fragte, wer ihn erwischt hatte, aber er redete auch freiwillig weiter. »Es waren die beiden... der Henker und der Doge. Turrio und Giancarlo Cabrasi. Hört ihr, sie sind wieder da. Ich... ich habe sie doch gesehen...«

Es waren seine letzten Worte, er konnte nicht mehr sprechen. Dafür

nickte er. Nur war es kein Nicken, er konnte seinen Kopf einfach nicht mehr halten, und die Gäste sahen plötzlich, daß sich auch in seinem Gesicht die Haut veränderte und gleichzeitig Risse bekam. Aus ihnen rieselte grauer Bleistaub, der über die Schultern nach unten rann. Der Kopf nahm an Masse ab. Von Sekunde zu Sekunde wurde er weniger. Er verkleinerte sich, Gesichtszüge waren längst nicht mehr zu erkennen.

Lebte er, war er tot?

Keiner der Anwesenden konnte es genau sagen. Aber jeder Gast wußte, daß Pietro von einem schrecklichen Fluch oder Verhängnis getroffen worden war, das ihn verwandelt hatte.

Noch saß er auf dem Hocker, umringt von seinen ehemaligen Zechkumpanen, die ihn aus großen Augen und bleichen Gesichtern anstarrten.

In die kleine Bar war der Schrecken eingekehrt, und er hatte noch kein Ende gefunden, denn Pietro Lombardi bewegte sich.

Er stand auf!

Ein Mensch ohne Kopf und Hände. Mit einem Ruck glitt er vom Hocker. Beide Füße fanden noch Halt, auch wenn er sich breitbeinig hinstellte, bevor ein Ruck durch die Gestalt ging.

Dann lief er!

Einen Schritt, den zweiten. Er stieß gegen einen Hocker, der zur Seite glitt, aber der Kopflose ließ sich nicht stören, er schaffte es, weiterzugehen und fiel plötzlich nach vorn, genau auf einen Gast zu. Der war so überrascht, daß er tatenlos zusah, bis der Körper des Kopflosen gegen ihn prallte. Dann jedoch schrie er auf. Es war ein wilder Schrei, der durch den Raum drang. Und er wirkte wie ein Signal. Plötzlich kam Bewegung in die Reihen der Gäste, sie hatten nur dieses Signal gebraucht. Panik brach aus.

Keiner blieb mehr auf seinem Platz. Der Ausgang war ihr Ziel. Hocker kippten um, Tische flogen zur Seite, an der Tür drängten sich

die Leute. Jeder wollte so rasch wie möglich das Gebiet des Schreckens verlassen. Nur der Wirt blieb stehen.

Luigi glich hinter der Theke einem Denkmal. Er lehnte mit dem breiten Rücken am Flaschenregal, war selbst erstarrt, bleich im Gesicht und hatte nur Augen für Pietro.

Der war über einen Rücken gefallen. Luigi konnte noch seinen runden Rücken sehen, über den eine dünne, graue Staubfahne aus Blei trieb. Der Wirt ging einen Schritt vor, um alles überblicken zu können, und erfaßte mit einem Blick den Untergang seines ehemaligen Gastes. Pietro Lombardi rollte über den Rand des Hockers hinweg, prallte auf den Fußboden. Das Geräusch des Aufpralls läutete sein Ende ein. Wie schon die Hände und der Kopf, so löste sich der ganze Körper auf. Dieser Vorgang wurde von knirschenden und rieselnden Geräuschen begleitet, die auch der Wirt vernahm. Sie beruhigten ihn zwar nicht, trotzdem wußte er, daß ihm keine Gefahr mehr drohte. Mit zitternden Knien verließ er seinen Platz hinter der Theke und sah den veränderten Gast am Boden liegen. Der trug noch seine Kleidung. Durch die Öffnungen rieselte es hervor. Grauer Bleistaub, der von nebelartigem Rauch begleitet wurde. Luigi wußte nicht, wie lange er auf der Stelle gestanden und zugeschaut hatte. Irgendwann kam ihm zu Bewußtsein, daß er keine Ewigkeit warten konnte.

Er ging zum Telefon und wählte die Nummer der Polizei. Danach brauchte er einen Grappa...

»Blei«, sagte Commissario Torri, »nur Blei.« Er stand neben Jane und mir, öffnete die kleine Plastiktüte und kippte den Inhalt zu Boden, wo er ihn mit der Fußspitze verteilte. »Mehr ist von dem Zeugen nicht übriggeblieben. Nur Blei.«

Ich nickte. »Und wie war es mit den drei anderen in der Leichenkammer?«

»Ebenso.«

»Das deutet auf eine bestimmte Spur hin.« Torri lächelte. »Ich weiß, woran Sie denken, Signore Sinclair. An die Bleikammern.«

»Sehr richtig.«

»Das ist aber nicht möglich. Die Bleikammern wurden 1797 zerstört, wie Sie vielleicht wissen.«

»Nein, das war mir neu.«

»Sind denn alle zerstört worden?« fragte Jane.

»Das nehme ich doch an.«

»Aber irgend etwas müssen diese Personen doch mit den Bleikammern zu tun gehabt haben.«

»Fragen Sie mich etwas Leichteres, Signorina, ich bin leider nicht allwissend.«

Ich kam wieder auf den Dogen zu sprechen. »Dieser Cabrisi, der die Schreckensherrschaft über Venedig ausgeübt hat, starb auch in den Bleikammern.«

»So ist es.«

»Sollten er und sein Henker tatsächlich die Fäden ziehen, was im Prinzip unwahrscheinlich ist, wir aber nicht von der Hand weisen wollen, müßten sie damals den Bleikammern entkommen sein.«

Torri staunte mich an. »Sinclair, Sie holen weit aus.«

»Das habe ich so an mir. Ich sehe ansonsten keine andere Möglichkeit. Die wenigen Spuren, die wir besitzen, weisen eindeutig in diese Richtung. Wir rechnen damit, daß wir es mit zwei Gegnern aus der Vergangenheit zu tun bekommen.«

Torri schabte über seine Wangen, wo die Barthaare wuchsen.

»Irgendwie könnten Sie recht haben, dann müssen Sie die beiden Gestalten auch jagen.«

»Deshalb sind wir gekommen.«

Der Commissario packte die Plastiktüte wieder ein. »Ich beneide Sie nicht um Ihren Job, wirklich nicht.«

»Wer tut das schon?!«

»Aber ich weiß«, fuhr Torri fort, »daß Sie es schaffen werden. Nur dürfen Sie keinen Kontakt zu anderen Dienststellen aufnehmen. Sie haben ja früher schon mit Kollegen zusammengearbeitet, das ist nun gestrichen. Meine Telefonnummer haben Sie sich gemerkt?«

»Ja.«

»Ich bin Tag und Nacht für Sie zu erreichen.«

»Noch eine Frage habe ich. Was haben Sie eigentlich für einen Job, Commissario?«

»Ich bin Polizist.« Er lächelte bei der Antwort so falsch, daß ich ihm nicht glaubte.

»Aber kein normaler.«

»Das allerdings. Sagen wir so. Es ist eine Spezialeinheit, in der ich tätig bin.«

»Geheimdienst?«

»Kann sein.« Er schaute auf seine Uhr. »So, ich darf Ihnen nur noch einen guten Erfolg wünschen.« Knapp verbeugte er sich vor Jane Collins. »Signorina, ich hoffe, wir sehen uns noch.«

Mir nickte er zu. »Wie gesagt, wenn etwas ist, rufen Sie an.«

»Natürlich.«

Dann ging er weg. Nach einigen Schritten schon verschwand er in einer kleinen Gasse.

Jane und ich blieben zurück und schauten uns an. »Ein seltsamer Mensch«, sagte meine Begleiterin. »Irgendwie nicht zu durchschauen. Ein Mann gegen die Mafia.«

»Meinst du?«

»Ja, so ähnlich kommt er mir vor.«

Ich hob die Schultern. »Möglicherweise gehört er tatsächlich einer geheimen Abteilung an, die sich um die Korruption in diesem Lande kümmert. In der letzten Zeit sind da ja einige Dinge gelaufen.«

Jane hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Du willst also nicht die

Polizei einschalten?«

»Nein.«

»Kennst du Venedig?«

»Nicht wie die Touristen. Ich hatte hier dreimal zu tun. Einmal ging es gegen die Strigen, das war schon eine heiße Sache. Wir werden sehen. Schauen wir uns zunächst einmal die Zimmer an.«

Wir standen ja in der Nähe des Hotels. Wie bei vielen Pensionen, Hotels und Gasthäusern war der Eingang nur vom Wasser aus zu erreichen. Die Anlegestelle befand sich in unserer unmittelbaren Nähe. Auf dem Kanal herrschte reger Betrieb. Motorboote legten an und fuhren ab. Ein Portier in roter Uniform piffte die Boote herbei und half den Gästen beim Einsteigen.

Wir waren am Morgen geflogen und hatten die Neuigkeiten erfahren. Es gab keine Spuren mehr, wir konnten mit Pietro Lombardi keine Bekanntschaft mehr schließen. Der Faden war gerissen. Neben mir standen die beiden Koffer. Jane blieb an meiner Seite, während ich sie zum Hoteleingang abschleppte.

Der Portier sah uns, öffnete die Tür, verbeugte sich und wünschte uns einen guten Tag.

Wir nickten ihm zu und betraten eine prächtige Hotelhalle. In Venedig ist vieles alt. Auch wenn die Fassaden der Häuser noch so grau und schmutzig aussahen, das Innere der Häuser zeugte oft genug von der Pracht einer reichen Vergangenheit, die hinter dieser Stadt an der Adria lag.

Viel Holz, Marmor und unter der Decke hängende Lüster gaben dem Raum eine Atmosphäre der Behaglichkeit. Die Teppiche schluckten die Schritte, und an der Rezeption empfing man uns mit ausgesuchter Höflichkeit. Unser Zimmer war fertig.

Ein Boy begleitete uns im Lift und weiter zum Zimmer. Das Gepäck wurde extra nach oben geschafft.

Uns nahm ein breiter Gang mit einer stuckverzierten Decke auf. An

den Wänden hingen breite Bilder, die samt und sonders Ansichten der Stadt zeigten.

Venedig bei Nacht, bei Tage, in der Vergangenheit, in der Gegenwart. Gondeln, Kanäle und Paläste.

Unser Zimmer lag in einem Seitengang. Uns wurde die Tür aufgeschlossen, und wir betraten den Flur. An seinem Ende machte er einen Knick nach links. Dort öffnete sich ein großer Raum, in dem das breite Bett, der »Kamin«, ein Schreibtisch, ein Sofa, ein Schminktisch und zwei Sessel standen. Graugrün schimmerte die Mattscheibe einer Glotzkiste. An der Seite führte eine Tür ins Bad. Es war mattweiß gekachelt.

Auch unser Gepäck wurde gebracht. Ich gab ein Trinkgeld, erntete ein Dankeschön, dann ließ man uns allein.

Ich hatte die beiden Koffer auf eine Kommode gewuchtet, drehte mich um und sah Jane neben dem breiten Holzbett stehen. Sie hob die Schultern und breitete die Arme aus. Den Mantel hatte sie abgelegt. Darunter trug sie ein graues Kostüm, das einen eleganten Schnitt zeigte. Die grüne Bluse unter der Jacke wirkte wie eine hügelige Grasfläche.

»Ja«, sagte sie. »Da wären wir.«

Ich nickte. »Wieder einmal.«

»Es ist lange her, nicht wahr?«

»Und ob.«

»Wie fühlst du dich denn jetzt?«

»Willst du eine ehrliche Antwort?«

»Natürlich.«

»Ich fühle mich schon ein wenig seltsam.«

Jane kam auf mich zu und legte beide Hände auf meine Schultern. »Es ist tatsächlich lange her, daß wir so zusammen waren. Ich will dir ehrlich sagen, daß ich mich darüber freue. Auf diesen Tag habe ich lange gewartet, trotz Glenda.«

»Sie weiß es nicht.«

»Sie wird es von mir auch nicht erfahren. Lady Sarah hält ebenfalls dicht, Suko ja auch, aber ich will dich zu nichts zwingen.« Jane ließ mich wieder los und öffnete ihren Koffer, um einige Sachen auszupacken und aufzuhängen.

Ich ging zum Fenster, schob die Gardine zurück und schaute auf den Kanal, der von zahlreichen Booten durchpflügt wurde. Wir wohnten in der Nähe vom Canale Grande und dem Markusplatz. Der Himmel über Venedig war bedeckt. Hin und wieder jedoch lugte die Märzsonne hervor, sie besaß schon viel Kraft. Den Menschen hatten wir angesehen, daß es endlich Frühling geworden war. Sie gaben sich anders, aufgelockerter, freier, sie waren den langen Winter einfach satt. Wir aber auch.

Jane war im Bad verschwunden. Ich hörte das Rausehen des Wassers, setzte mich an den Schreibtisch, zündete mir eine Zigarette an und dachte nach.

Durch den Rauch betrachtete ich die Stofftapete. Viel wußten wir nicht, quasi gar nichts. Es mußte uns einfach gelingen, eine Spur aufzunehmen, aber wir hatten keinen Hinweis.

Nur eben die Aussage des Zeugen, der jetzt nicht mehr lebte. Und die drei anderen Toten waren aus den Kanälen gefischt worden. Neapel sehen und sterben, heißt das Sprichwort. Hoffentlich galt das nicht auch für Venedig!

Ich drückte den Glimmstengel aus und dachte daran, daß uns tatsächlich nichts anderes übrigblieb, als Bootsfahrten zu unternehmen. Dabei spielte es keine Rolle, ob mit einer Gondel oder einem Motorboot, wobei ich zu letzterem tendierte.

Wenn wir uns ein Motorboot liehen, waren wir unabhängig. Wir mußten die Kanäle kennenlernen, auch die Plätze und Brücken. Der unheimliche Doge und sein Henker konnten überall lauern und auf uns warten. Mir war allerdings nicht klar, weshalb Commissario

Torri ein so großes Geheimnis um unseren Besuch machte. Vielleicht wollte er die Lorbeeren allein ernten. Jedenfalls schien er einen großen Einfluß zu besitzen, daß er es schaffte, die Kollegen auszuschalten.

»Haben wir noch Zeit, John?« Ich hörte Janes Frage aus dem Bad.

»So schnell wird es nicht dunkel.«

»Es dauert auch nicht lange. Ich will mir nur den Staub der Reise abspülen.«

»Ja, mach das.«

Ich lächelte still vor mich hin. Früher hätten wir uns den »Reisestaub« gemeinsam abgespült, heute aber war die Situation eine andere. Ich empfand eine gewisse Scheu vor Jane und beschloß, darauf zu warten, bis sie fertig war.

Der Sessel war bequem. Ich streckte meine Beine aus und spürte, wie ich mich entspannte. An diesem Tag hatte ich mich auch nicht unbedingt wohl gefühlt. Vielleicht lag es am Temperaturunterschied, daß mich eine gewisse Mattheit überkam.

Deshalb wunderte es mich nicht, wie mir plötzlich die Augen zufielen und ich einschlief.

Bis ich das Räuspern hinter mir hörte, aufschreckte und im ersten Moment nicht wußte, wo ich mich befand. Ich hatte in dieser kurzen Zeit ungemein tief und fest geschlafen. Dieser Schlaf war auch gleichzeitig erquickend gewesen, nur brauchte ich einige Sekunden, um mich wieder zurechtzufinden.

Den Kopf schüttelnd, stemmte ich mich langsam in die Höhe und drehte mich um.

Jane hatte das Bad verlassen. Sie stand neben dem Sofa und schüttelte ihre Haare aus, wobei einige Strähnen an ihren Enden noch feucht glänzten.

»Geschlafen, John?« fragte sie mit leicht spöttisch klingender Stimme.

»Ja.« Ich rieb mir die Augen.

»Das wäre dir früher nicht passiert.«

»Was willst du machen? Man wird eben älter.«

Sie lachte und drehte sich. Dabei schwang ihr dünner türkisfarbener Bademantel auf. Mein Blick fiel zuerst auf ihre Beine. Sekunden später wußte ich, daß Jane unter dem Bademantel nackt war. Da gingen meine Gedanken mit mir durch...

Sie wühlte im Koffer und fand, was sie gesucht hatte. Hauchdünne Dessous. Einen durchsichtigen BH, dazu passend ein Nichts von einem Slip, der an den Seiten mit kleinen Rüschen besetzt war. Sie lächelte mich an und verschwand mit den Sachen im Bad.

Ich blieb sitzen. Früher wäre ich ihr nachgestiegen. Heute aber hinderte mich die unsichtbare Barriere daran, die sich zwischen uns beiden aufgebaut hatte.

Nein, es war anders geworden...

Jane kehrte sehr schnell zurück. Allerdings nicht fertig angezogen, nur im BH und Slip.

Verdammt, ich hatte sie in einem so aufreizenden Aufzug lange nicht mehr gesehen. Mir wurde die Kehle trocken, ich mußte schlucken, und Jane blieb vor mir stehen. Der BH rahmte mehr ein, als daß er bedeckte.

»Ist was?« fragte sie lächelnd, sehr wohl wissend, wie es in mir aussah.

»Wenn ich nein sage, würde ich lügen.«

»Dann sag das andere.«

»Du bist noch... ich meine, du hast dich zum Positiven hin verändert. Bist fraulicher geworden.«

Sie strich mit beiden Händen über ihre Hüften. »Dicker meinst du wohl.«

»Nein, nein. Mir gefällt das besser.«

Wieder kam sie auf mich zu. »Besser?« hauchte sie, und ich spürte

ihre Lippen über meine linke Wange wandern. »Dann beweise mir doch, daß du mich besser findest. Komm, noch haben wir Zeit, John.«

Ja, wir hatten möglicherweise noch Zeit. Und da sagt man immer, die Frauen seien das schwache Geschlecht. Ich wollte daran einfach nicht glauben. Nein, die Männer waren das schwache Geschlecht, in diesem Falle ich.

Ich kam mir vor wie im Traum. Jane duftete nach einer aufregenden Bade-Lotion. Ich merkte kaum, daß sie mich in Richtung Bett führte. Erst als ich auf dem Rücken lag und ihre flinken Finger über meine Kleidung glitten, wurde mir richtig bewußt, auf was ich mich da eingelassen hatte. Mein Widerstand schmolz dahin. Als ich Janes Lippen auf meinem Mund spürte, war alles vergessen. Es kam über uns wie ein gewaltiger Orkan, der uns beide durch Höhen und Tiefen eines leidenschaftlichen Strudels riß...

Auch wenn das Wasser trübe war und etwas roch, störte sich Renate Gehrman daran nicht. Venedig war ihr Traum gewesen, und diesen Traum hatte sich die dreiunddreißigjährige Chefsekretärin endlich erfüllt. Nie hatte sie Zeit gefunden, die Stadt zu besuchen, in diesen Märztagen aber war sie für eine Woche aus Frankfurt geflohen, um in der Stadt der Kanäle und Gondeln sieben unvergeßliche Tage zu erleben. Wenn es ihr gefiel, würde sie im Spätsommer wiederkehren und die Stadt noch einmal im warmen Sonnenschein genießen.

Renate hatte sich für eine große Fahrt entschieden und ein erkleckliches Sümmchen hingeblickert. Der Gondoliere war schon etwas älter, seine Stimme zählte auch nicht mehr zu den besten, so daß Renate ihn davon überzeugen konnte, nicht mehr zu singen.

An der großen Anlegestelle am Bahnhof war sie eingestiegen, denn dort führte auch der weltberühmte Canale Grande her. Wie eine

breite Schlange wand er sich durch den Wirrwarr der Bauten und historischen Gebäude. Von ihm zweigten zahlreiche andere Kanäle ab, die einen regelrechten Wasserstraßen-Wirrwarr bildeten, der für die Fremden kaum durchschaubar war.

Renate Gehrmann hatte sich entschieden, zunächst einmal auf dem Canale Grande zu bleiben. Auf der kleinen Sitzbank hatte sie sich entspannt zurückgelehnt, schaute dem Treiben auf dem Kanal und an den Ufern zu und war gespannt darauf, die Rialto-Brücke zu sehen. Aber auch die anderen Bauwerke waren nicht von Pappe. Herrliche Kirchen sah sie, entdeckte prunkvolle Häuser und Paläste, aber auch alte und graue Fassaden.

Der Gondoliere fuhr langsam. Renate hatte ihn darum gebeten, weil sie alles in sich aufsaugen wollte. Oft genug drückte sie auf den Auslöser der Kamera.

An ihr vorbei glitten Ausflugsboote und Gondeln. Passagiere winkten der allein reisenden blonden Frau des öfteren zu, und sie winkte jedesmal zurück.

Das hier war eine andere Welt, nicht zu vergleichen mit dem Büroalltag in Frankfurt. Hier fühlte sie sich entspannt, jenseits des Stresses, auch wenn auf den Kanälen keine Ruhe eingekehrt war und am Ende der Wasserstraße, wo der Markusplatz lag, die Touristen sich stauen würden.

Aus diesem Grunde nahm sie sich vor, den Kanal nicht bis zum Ende durchzufahren.

Oft genug schaukelten die Gondeln unter den anrollenden Wellen, die von schneller fahrenden Schiffen verursacht wurden. Dann schimpfte der Gondoliere jedesmal laut und deutlich, drohte sogar mit der Faust und wurde mehr als einmal ausgelacht.

Renate sprach gut italienisch. Sie drehte sich nach einer dieser Schimpfkanonaden um. »Rücksicht scheint man hier nicht zu kennen —oder?«

»Ja, Signora. Das machen sie bewußt. Die wollen mich ärgern. Wollen zeigen, daß sie stärker sind. Aber sie kriegen uns nicht weg. Venedig, die Gondeln und wir bleiben.«

»Das will ich auch hoffen.«

Der dunkelhaarige Gondoliere tauchte seine Ruderstange in die trüben Fluten. »Sie lieben unsere Stadt?«

»Sehr.«

»Das freut mich.«

»Ich werde sie genießen, Signore.«

»Danke.« Er lächelte breit. Renate fand, daß er ein sehr attraktiver Mann war. Sie selbst hatte sich immer als häßlich empfunden. Vielleicht hatte es auch nur an ihrer unvorteilhaften Kleidung gelegen, daß man sie stets als graue Maus ansah, aber jetzt fühlte sie sich lockerer. Sie war beim Friseur gewesen und hatte sich zur neuen, modischen Kleidung die passende Frisur machen lassen. Ein enger kurzer Rock lockte Männerblicke an. Die Jacke war weit geschnitten. Grautöne durchzogen als geometrisches Muster den beigefarbenen Grundton.

»Ponte Rialto!« rief der Gondoliere plötzlich und deutete nach vorn. »Wir sind gleich dort, Signorina.«

Das war auch schon zu sehen. Zahlreiche Boote und Gondeln hatten angelegt, um ihren Fahrgästen die Gelegenheit zu geben, eine der berühmtesten Sehenswürdigkeiten von Venedig zu fotografieren. Davon machte auch Renate Gehrman kräftig Gebrauch. Von beiden Seiten des Kanals liefen die Wege schräg aufeinander zu. Auf der Brücke selbst waren zahlreiche Läden vorhanden, wo Souvenirs aller Art angeboten wurden. Die Architektur beeindruckte die Deutsche ungemein, besonders der gewaltige Rundbogen, den sie unterfahren mußten. Sie trieben langsam weiter. Menschen standen auf der Brücke, sie winkten, und Renate grüßte, wie viele andere auch, zurück.

Sie kamen auch an der nächsten Anlegestelle vorbei, und der Gondoliere fragte, wohin er jetzt fahren sollte. »Sie wollen ja nicht bis zur Piazza San Marco.«

»Nein, ich möchte in die Stadt.«

»Gut, Signora, dann nehmen wir den Rio di Luca.«

»Moment.« Renate schaute auf ihrem Stadtplan nach. Er lag ausgebreitet auf ihren Knien. »Einverstanden, von dort zweigen noch weitere Kanäle ab.«

»Aber erst später.«

Sie lehnte sich zurück. »Fahren Sie bitte hinein.«

Das dauerte nicht mehr lange. Geschickt »bog« der am Heck stehende Gondoliere ab.

Augenblicklich bekam Renate den Eindruck, als wäre sie in einer anderen Welt gelandet. Der Kanal war wesentlich enger, die Brücken entsprechend kürzer. Die Bauten waren nicht mehr so prächtig. Viele Fenster standen in den Häusern offen. Renate hörte Musik und Stimmen.

Boote mit Lebensmitteln lagen an den schmalen Anlegestellen. Auch der Nachschub wurde in Venedig über die Wasserstraßen herangeschafft. Dienstbare Geister luden die Kisten und Pakete aus. Am Campo Manin fuhren sie unter zwei Brücken hinweg und erreichten wenig später einen weiteren Kanal, der nach links abzweigte.

»Können wir dort hinein?« rief sie.

»Ja, aber besonders schön ist es dort nicht...«

»Egal. Ich möchte Venedig von allen Seiten kennenlernen, verstehen Sie?«

»Natürlich, Signora. Ich freue mich auch, daß Sie so denken. Das machen nicht alle.«

Diese Wasserstraße war so eng, daß gerade zwei Gondeln nebeneinander Platz hatten. Hier sahen die Häuser total

heruntergekommen aus. Die Fassaden waren alt. An den Wänden bildeten Algen und Moos fast einen dicken, grünen Anstrich. Die Fäulnis breitete sich aus. Es roch nach abgestandenem Wasser. In den Gestank mischten sich Küchengerüche.

Die Motorboote, die hier fuhren, waren so schmal wie Gondeln, aber fast alle hochbeladen. Touristen waren weit und breit nicht zu sehen. Brücken verbanden die einzelnen Ufer. Sie sahen baufällig aus, und an ihren Trägern hatte sich mancher Stein gelockert.

»Hier ist zu sehen, daß Venedig langsam stirbt«, sagte der Gondoliere.

»Es ist schade.«

»Aber man tut doch etwas dagegen«, widersprach Renate.

»Man will es. Das alles ist nur sehr teuer. Vergessen Sie nicht, daß die meisten Fundamente der Häuser aus Holz sind. Diese Fundamente graben sich immer tiefer in den Boden, außerdem verfaulen sie.«

»Will man es nicht mit Beton versuchen?«

»Das ist eine Möglichkeit.« Der Gondoliere richtete sich auf und reckte sich. »Aber ich glaube nicht daran. Noch streiten sich die Experten. Ich werde den Untergang nicht mehr erleben.«

»Seien Sie doch nicht so pessimistisch.«

»Wenn Sie immer hier wohnen würden, blieb Ihnen nichts anderes übrig, als so zu denken.«

»Vielleicht.«

»Haben Sie schon den Dogenpalast gesehen?«

»Das mache ich morgen.«

»Gehen Sie in der Frühe. Später kommen die Busse, da wird der Platz mit Menschen überschwemmt sein.«

»Besser als mit Wasser.«

»Das stimmt auch.«

Die Minuten rannen dahin, und sie glitten tiefer in den alten Teil der

Stadt.

Hier war kaum etwas von einem Massen-Tourismus zu spüren. Die Menschen, die hier lebten, waren Einheimische. Sie kümmerten sich kaum um die Gondel und den darin sitzenden Gast. Sie gingen ihrer Arbeit manchmal sehr lautstark nach.

Kein großartiges Bauwerk lag mehr an den Ufern, so daß Renate Gehrman kaum noch etwas fotografierte. Sie ließ sich fahren und fühlte sich trotz allem glücklich, obwohl die Wasserstraße ihrer Meinung nach doch etwas Bedrohliches an sich hatte.

Zunächst war ihr das nicht so aufgefallen. Je mehr Zeit verstrich, um so stärker wurde der Eindruck.

Renate dachte darüber nach. An ihrer Stimmung oder innerlichen Einstellung lag es nicht. Depressionen bekam sie höchstens in Frankfurt, wenn sie die Wochenenden allein verbrachte, denn diese Zeit konnte sehr, sehr einsam werden.

Wieso durchfuhr sie hier dieses Gefühl? Es war aber trotzdem anders als sonst. Sie hatte den Eindruck einer allmählich herbeikriechenden Angst. Lag es an den düsteren Hauswänden, die den Kanal noch enger erscheinen ließen, als er tatsächlich war?

Sie hob den Kopf an.

Der Himmel war grau geworden. Zudem sah sie nur einen Ausschnitt. Die Schatten der Hauswände schienen in ihn hineinwachsen zu wollen und hatten sich auch vor die Sonne gelegt, die nicht mehr zu sehen war. Renate drehte sich um.

Auch das Gesicht des Gondoliere war angespannt. Er stand am Heck, tauchte die lange Stange in das dunkle Wasser und stieß sich ab.

»Das war wohl keine gute Idee von mir, mich hier in diese Gegend bringen zu lassen«, sagte Renate.

»Nun ja. Jede Stadt ist nicht überall schön.«

Die Frau hob die Schultern, als würde sie frieren. »Ich kann mir

nicht helfen. Hier komme ich mir vor wie eine Gefangene.« Ihr fiel plötzlich etwas ein. »Ich bin ja schon zwei Tage hier und habe auch ältere Zeitungen gelesen. Hat man in dieser Gegend nicht die loten aus dem Wasser gefischt?«

»Ja, es stimmt.«

»War es dieser Kanal?«

»So ist es.«

»Vielleicht spüre ich deshalb die Bedrohung«, sagte sie leise und drehte sich wieder um.

Nur wenige Boote fuhren diese Strecke. An den Ufern lagen plump wirkende, schmale Kähne vertäut, die sich im Rhythmus der Wellen wiegten, wenn sie von ihnen berührt wurden.

Wieder erschien vor ihnen eine auffällige Brücke. Unter ihr hatte das Wasser eine noch dunklere Farbe angenommen.

Als die Gondel in den Schatten der Brücke hineinglitt, hatte Renate das Gefühl, in einen Tunnel zu fahren. Die Dunkelheit bildete Schatten, die aus dem Wasser stiegen, als wären sie die unheimlichen Geister der Ertrunkenen. Sie legten sich auch über das Boot und über die Frau. Doch etwas störte sie.

An der Backbordseite sah sie dicht unter der Wasseroberfläche etwas Goldenes schimmern.

Renate stand auf und kniete sich hin. »Was ist das?« fragte sie. Im gleichen Moment hörte sie den Gondoliere schreien, drehte sich und sah den Arm, der aus dem Wasser schnellte, blitzartig den Rand des Bootes umklammerte, nachgriff und das Bein des Gondoliere zu fassen bekam. Der Mann schrie auf und kippte um, bevor er in die trübe Brühe klatschte und versank...

Die Deutsche wußte nicht, was sie machen sollte. Sie kniete noch immer und starrte dorthin, wo der Gondoliere versunken war. Nichts war mehr von ihm zu sehen, aber das Schimmern blieb. Es zerlief

sogar, weil sich auf der Wasseroberfläche Wellenringe bildeten und den goldenen Fleck so zeichneten, als würde er unter der Wasseroberfläche zerlaufen. Der Schreck hatte sie stumm gemacht. Renates Herz schlug schnell und überlaut. Sie drehte den Kopf, schaute nach vorn. Die Gondel besaß noch immer Fahrt, sie trieb weiter und dem Ende der Brücke zu. Aber der Führer war verschwunden.

Die Frau bekam es mit der Angst zu tun. Und diese Angst entwickelte sich zu einer Panik, die sich nicht so leicht abschütteln ließ. Trotz ihrer Angst war Renate klar, daß sie nicht länger in der Gondel bleiben konnte. Was dem Gondoliere widerfahren war, konnte auch ihr passieren.

Dann war es aus.

Sie kroch zum Heck. Als Passagier mußte man sich schon vorsichtig bewegen, wenn man seinen bequemen Sitz verlassen hatte. Renate gefiel das Schaukeln des Bootes überhaupt nicht. Ihre Angst steigerte sich, und sie merkte auch, daß die Gondel nicht mehr weitertrieb und unter der Brücke zur Ruhe gekommen war.

Auf Händen und Füßen erreichte sie endlich das Heck, wo die Ruderstange wie ein langer Stab aus dem Wasser schaute und an einem nach außenbord reichenden Holzring befestigt war. Sie kroch auf den Platz des Gondoliere, wo sie das Schaukeln noch deutlicher spürte. So behutsam wie möglich richtete sie sich auf und umklammerte mit beiden Händen die Ruderstange.

Das Gerät war ihr fremd. Sie hielt es zunächst nur fest, ohne es zu bewegen. Dabei starrte sie nach vorn, darauf hoffend, Hilfe zu bekommen, aber die schmale Wasserstraße war wie leergefegt.

Schweiß rann über ihr Gesicht. Sie biß sich auf die Lippen. »Verflixt!« flüsterte sie. »Ich muß es schaffen. Ruderstange ins Wasser tauchen und schieben... Reiß dich zusammen, Mädchen!«

Mit diesen Worten machte sie sich selbst Mut, doch mit der Ruderstange kam sie nicht zurecht. Die hatte sich auf dem Grund

verhakt. Und während sie noch an der Stange zerrte, umklammerten zwei dunkle, nasse Hände den Bug. Sofort wußte Renate, daß es nicht ihr Gondoliere war, der sich auf diese Weise aus dem Wasser zu ziehen versuchte. Das war ein anderer, eine unheimliche Person, die vor ihr aus dem Kanal stieg.

Ein lebendes Schreckensgemälde, furchtbar anzusehen, grauenvoll und gnadenlos.

Renate wurde von einer nie gekannten Angst überflutet. Ihre Hände rutschten von der Ruderstange ab, in den Beinen spürte sie eine bleierne Schwere. Sie wollte diesen Platz verlassen, ging einen zögernden Schritt nach vorn und knickte ein.

Renate Gehrman fiel.

Zum Glück landete sie noch in der Gondel. Mit der Stirn prallte sie allerdings auf ihren Sitz. Unter Schmerzen schaute sie nach vorn. Er war da!

Zum erstenmal sah sie ihn ganz, und ihre Angst steigerte sich noch weiter.

Er stand in der Gondel und nahm dabei fast die gesamte Breite ein. In der rechten Hand hielt er ein Breitklingschwert, von dem das Wasser tropfte. Auf dem Kopf trug er einen Gegenstand, der Ähnlichkeit mit einem Stahlhelm besaß und auch so grau war. Ansonsten war er ganz in Schwarz gekleidet.

Schwarz, die Farbe des Todes...

Unter dem Rand des Helms konnte sie Teile seines Gesichts erkennen. Wenn auch die Stirn durch einen Schatten verdeckt wurde, sah sie trotzdem die blutigen Streifen, die das graue Gesicht netzartig zeichneten. Rotes Netz auf bleigrauem Gesicht!

Auch die Augen zeigten die graue Farbe, und sie waren von einer erschreckenden Düsternis.

Diese Gestalt stand Renate Gehrman gegenüber und hob ihre gefährliche Waffe bedrohlich an...

Jeder Orkan flaut einmal ab. So war es auch bei uns gewesen. Wir brauchten zwar kein schlechtes Gewissen zu haben, ein wenig betreten kamen wir uns schon vor.

Ich stärker als Jane, die sich bei mir einhakte, als wir das Hotel verließen.

»Denkst du an Glenda?« fragte sie und nickte dem Boy zu, der uns die Tür aufhielt.

»Nein, wieso?«

»Man hat ja ein...«

»Ich weiß«, unterbrach ich sie. »Gewissen und so. Aber ich bin mit Glenda nicht verheiratet und habe ihr auch nichts in dieser Hinsicht versprochen.«

»Aber sie liebt dich.«

»Weißt du das so genau?«

Wir waren hinter der Tür stehengeblieben, und ich schaute Jane starr an.

»Vielleicht. Weißt du, als Frau spürt man das.« Sie hob eine Hand und streichelte über meine Wange. »Laß es gut sein, wir sind ja nicht nach Venedig gekommen, um zu turteln wie zwei Verliebte.«

»Stimmt. Suchen wir den Dogen.«

»Und seinen Henker«, fügte Jane hinzu.

Das war leichter gesagt als getan. Einen konkreten Plan konnten wir beide nicht vorweisen. Wir hatten von Torri allerdings die Information bekommen, in welchem Kanal die Leichen angetrieben worden waren. Es war fast die gleiche Stelle gewesen, jedenfalls waren die Toten innerhalb eines Gewässers aufgetaucht.

Dort wollten wir hin!

Als Fußgänger ist man in Venedig zwar nicht so verloren wie in Los Angeles, aber man kommt schwerlich voran. Wer es eilig hat, der mietet sich ein Boot.

Auch wir wollten uns einen schnellen Flitzer besorgen und hatten das Glück, einen Verleiher in der Nähe des Hotels zu finden. Unser Hotel lag am Rio di Cannonica, nicht weit von der Rückseite der Piazza San Marco entfernt. Durch die zahlreichen Verbindungskanäle konnten wir per Boot unser Ziel erreichen.

Der Vermieter lebte in einem schmalbrüstigen Haus. Zwei aufreizend gekleidete Mädchen standen in der Nähe des Eingangs und rauchten lange Zigaretten. Rechts von uns gluckerte das schmutzige Kanalwasser. Es klatschte gegen die Umrandung.

Das Geräusch hörte sich an, als würden Hände dagegen schlagen. Die Boote sahen wir auch. Sie lagen vertäut in einem schmalen Stichkanal, den man sogar überspringen konnte. Keine sehr großen Boote, für zwei Personen reichten sie jedoch aus.

Jane betrat den Laden zuerst. Der Mann hinter seinem Schreibtisch schaute hoch und stand auf. Er war ziemlich fett und trug zur Cordjacke, die er vorn nicht zubekam noch eine Baskenmütze auf dem Kopf. Zwischen seinen Lippen qualmte ein Zigarrenstummel.

»Signorina?« fragte er.

Ich antwortete. »Wir möchten bei Ihnen ein Boot ausleihen.«

Er nickte. »Dazu bin ich da.« Da er gemerkt hatte, daß wir Engländer waren, redete er in unserer Heimatsprache weiter. »Flaben Sie die Boote schon gesehen?«

»Ja.«

»Gut. Ich werde Ihnen die Einzelheiten nennen.« Er holte einen großen Schlüsselbund aus der Tasche, ging vor, öffnete die Tür und schloß sie hinter uns ab.

»Wir befinden uns hier auf der Rückseite. Keine sehr gute Lage, Sie verstehen.«

»Sicher.«

Er deutete zum Himmel. »Zum Glück ist das Wetter besser geworden. Vor einer Woche war es saukalt, da hat es noch geschneit.

Ja, dieser verdammte März hat es in sich.« Wir standen bei den Booten. »Soll ich Ihnen die einzelnen Typen genau erklären?«

»Wir brauchen kein seetüchtiges, sondern eines für die Kanäle«, sagte ich. »Es soll schnell sein und auch sehr wendig.«

Der Verleiher grinste. »Schnell ist gut. Sie dürfen hier nicht rasen!«
»Dann eben wendig.«

»Ich würde das vorschlagen.« Er wies auf ein schnittig aussehendes Kunststoffboot. Zwei Leute hatten darin Platz, eine Scheibe zum Schutz gegen das Spritzwasser war ebenfalls vorhanden.

Jane nickte.

»Sind Sie einverstanden?« fragte der Verleiher.

»Ja.«

Der Mann nannte eine Summe. Ich handelte nicht und zahlte. »Wenn Sie es länger als einen Tag behalten, bekommen Sie Rabatt.« Er hob die Hand und spreizte die Finger. »Fünf Prozent.«

»Ich glaube kaum, daß wir es in Anspruch nehmen werden.«

»Das weiß ich nicht. Sie haben sich eine ungünstige Zeit ausgesucht. Es wird bald Abend und damit dunkel. Mehr als drei Stunden können Sie nicht mehr im Hellen fahren.«

Er bekam von mir keine Antwort, denn Jane Collins wechselte das Thema. »Verleihen Sie nur Boote oder auch Taucherausrüstungen?«

»Brauchen Sie eine?«

»Zwei.«

Ich schaute die ehemalige Hexe überrascht an, aber der Gedanke war gut. Möglicherweise mußten wir ins Wasser, und da waren zwei Taucherausrüstungen nicht schlecht.

»Im Prinzip verleihe ich keine«, sagte der Italiener nach einer Weile des Nachdenkens. »Aber wenn Sie mich so fragen...« Er hob die Schultern.

»Ich habe noch zwei Ausrüstungen in einem Abstellraum. Es sind jedoch nicht die modernsten, aber in Ordnung. Die Luft in den

kleineren Flaschen reicht jeweils für eine Stunde. Soll ich sie holen?«

Jane nickte. »Ich bitte darum.«

Der Mann verschwand. »Was hältst du von der Idee, John?«

»Nicht übel.«

»Finde ich auch. Vielleicht sind die Mörder aus dem Wasser gekommen. Sollten sie wieder erscheinen und verschwinden, können wir ihnen auf den Fersen bleiben.«

Ich drückte sie für einen Moment an mich. »Du hast wirklich nichts verlernt, meine Liebe.«

»Nein, das habe ich auch nicht.«

»Und die Vergangenheit?«

»Ich habe sie verdrängt, John. Dabei war mir Lady Sarah eine sehr große Hilfe. Sie hat mich ungemein stark beeinflusst. Ohne sie hätte ich mich nicht so zurechtgefunden. Dieser Job hier ist einmalig. Ich fühle mich wie früher.« Jane schaute über die Boote hinweg. »Ein wenig traurig stimmt es mich wegen Yakup. Er hat sich Hoffnungen gemacht. Nun ja, wir sind gute Freunde geblieben, das hat er akzeptiert.«

»Sind deine Hexenkräfte eigentlich vollends verschwunden?«

Sie drehte den Kopf und blickte mir aus großen Augen ins Gesicht. »Diese Frage, John, habe ich mir schon des öfteren gestellt, doch keine Antwort gefunden. Ich denke immer wieder darüber nach, glaube aber nicht daran, daß die Hexenkräfte ganz ausgeschaltet worden sind. Vielleicht schlummern sie noch latent in mir.«

»Und wie geht es weiter?«

»Was meinst du damit?«

»Könnten sie einmal wieder geweckt werden.«

Jane senkte ihre Stimme. »Davor habe ich, ehrlich gesagt, Angst. Träte dies ein, wüßte ich nicht, ob die Kräfte zum Positiven oder Negativen hin tendieren.«

Unser Gespräch wurde unterbrochen, weil der Verleiher mit den Taucherausrüstungen zurückkehrte. Sie glänzten schwarz, während die Preßluftflaschen blau gestrichen waren.

»Da sind die Sachen!«

»Und wir können uns darauf verlassen?« fragte ich.

»Ja, die Flaschen sind gefüllt, und die Anzüge zeigen keine Risse oder Schwachstellen.«

»Okay.« Ich nickte. »Wieviel schulden wir Ihnen?«

Er nannte eine kleine Summe, die ich noch zahlte. Dann bekamen wir den Schlüssel für das Boot. »Vollgetankt ist auch«, erklärte er, während er die Leine lostäute. »Sie können Venedig unsicher machen. Aber halten Sie sich an die Regeln, sonst bekommen Sie Ärger.«

»Schon verstanden.« Ich betätigte den Anlasser. Der Motor kam willig, er stotterte nicht einmal. Ich winkte dem Verleiher zu und lenkte das Boot aus dem Stichkanal.

Wir fuhren den Rio di Cannonica in Richtung Süden, weil dieser Kanal in den Canale Grande mündete. Später mußten wir am Piazza San Marco vorbei und am Dogenpalast.

Zu ihm hatte ich jetzt schon eine besondere Beziehung, denn unter dem Dogenpalast hatten damals die Bleikammern gelegen. Die Toten hatten sich in Blei aufgelöst. Deshalb ging ich davon aus, daß der Doge und sein Flenker Turrio überlebt hatten, aus welchen Gründen auch immer. Möglicherweise durch einen dämonischen Pakt, ein Versprechen der Hölle gegenüber, wie wir es oft erlebt hatten.

Jane Collins stand neben mir und studierte die Karte, während ich mich mit dem Boot allmählich vertraut machte. Das Wasser lag nicht ruhig, es herrschte einfach zuviel Betrieb.

Zwar nicht wie im Sommer, aber mir reichte es. Die Temperaturen waren im Gegensatz zum Mittag gefallen, die Sonne hatte sich auch versteckt, der Himmel wirkte ebenfalls wie Blei und schuf jene

melancholische Stimmung, die Menschen in Venedig trübsinnig werden ließ. Da schien der Verfall der Häuser beschleunigt zu werden, wenn sich die Schatten schon am Tag bildeten und über dem Wasser der Kanäle lagen. Oft genug wurden wir auch von Touristenbooten überholt. Sie waren nicht voll besetzt. Wir passierten Gondeln, in denen die Gäste dick ver mummt saßen, und für die Prachtbauten, die hin und wieder an den Ufern erschienen, hatte ich keinen Blick, da ich mich auf das Lenken des Bootes konzentrieren mußte.

Kirchen, Herrenhäuser, kleine Paläste. Manche wurden angestrahlt und lagen in einem goldenen Glanz. Auf den Touristenbooten bekamen die Passagiere Geschichtsunterricht per Lautsprecher, und Jane verglich die Karte mit den vorhandenen Realitäten.

Unser Boot schaukelte über quer anlaufende Wellen. Manchmal gischete Spritzwasser gegen die Scheibe, das dann in lange Tropfbahnen nach unten rann.

»Wie lange noch?« fragte ich sie.

»Es ist nicht mehr weit bis zur Einmündung. Vielleicht zehn Minuten.«

Sie lachte leise. »Wir werden uns vorkommen wie auf einer Hauptverkehrsstraße.«

Da konnte sie recht haben, denn der Canale Grande war nicht umsonst die berühmteste Wasserstraße Venedigs.

An der breiten Mole Riva, über die an der Einmündung auch eine Brücke führte, erreichten wir praktisch das Ende des Kanals. Schräg gegenüber lag die Insel San Giorgio Maggiore, von der ein hoher Kirchturm grüßte.

Auf dem Canale Grande war tatsächlich etwas los, besonders in unserer Nähe am Piazza San Marco, wo die Menschen über den schönsten Platz Europas schlenderten, wie ihn einmal Napoleon genannt hatte, und die Tauben fütterten.

Der Platz ist umgeben von prächtigen Palästen und Arkaden, unter denen sich berühmte Kaffeehäuser befinden, die auch heute noch den Treffpunkt zahlreicher Persönlichkeiten bilden. Er besitzt ungefähr die Form eines Rechtecks und ist mit Istrianischem Marmor gepflastert. Einen fast atemberaubenden Anblick bildet die Basilika San Marco, diese außergewöhnliche Kirche, ein Meisterwerk romanisch-byzantinischer Architektur. Die Türme besitzen Ähnlichkeit mit denen großer Moscheen.

Durch zahlreiche Portale ist die Kirche zu betreten. Berühmt geworden war das Hauptportal mit dem Jüngsten Gericht über dem Bogen. Wer sich die Mühe machte und genau hinschaute, erkannte die typisch byzantinische Bauweise. Die Basilika besitzt die Form eines griechischen Kreuzes mit drei Schiffen.

Wir fuhren langsam an ihr vorbei und sahen auch den hoch aufragenden Glockenturm nahe der Kirche.

Jane schüttelte den Kopf. In ihren Augen sah ich einen freudigen Glanz.

»Was hast du?«

»Das ist wunderschön«, erwiderte sie. »Selbst zu dieser Jahreszeit.«

»Stimmt.«

»Haben wir später Zeit, ihn zu besichtigen? Ich möchte noch zwei Wochen bleiben...«

»Das kannst du auch. Laß Sarah Goldwyn herkommen. Dann schaut ihr euch die Stadt gemeinsam an.«

»Vielleicht.«

»Und vergeßt den Dogenpalast nicht.« Ich wies auf das andere prachtvolle Gebäude, das näher an der Mole stand, auf der Piazzetta San Marco, und wie eine wuchtige Festung wirkte.

»Wenn ich ihn betrachte, läuft es mir kalt den Rücken runter.«

»Wieso?«

»Ich habe das Gefühl, als würden wir noch mit ihm zu tun bekommen, John.«

»Denkst du an die Bleikammern?«

»Ja, sie haben doch unter ihm gelegen.«

»Das ist richtig.«

Jane faßte nach meinem Arm. »Wäre es dann nicht besser, wenn wir jetzt in den Palast eindringen würden und dann versuchen, die Kammern zu finden?«

»Man hat sie zerstört.«

»Na und? Wer sagt dir denn, daß alles in die Brüche gegangen ist. Da haben doch der Doge und sein Henker überlebt.«

Ich tippte gegen ihr Kinn. »Noch besitzen wir keinen Beweis. Bisher vermuten wir nur.«

»Ich bin mir aber sicher.«

Wir waren nicht die einzigen, die an dieser berühmtesten Anlegestelle langsamer fuhren. Am langen Molenufer drängten sich die Boote und die Gondeln.

Das Wasser war grau und schmutzig. Wellen hieben gegen die Boote und ließen diese um die Wette schaukeln. Einige Gondolieri sangen venezianische Lieder, Fotoapparate klickten, sogar die Sonne zeigte sich etwas schüchtern und vergoldete für wenige Augenblicke mit ihrem Schein den Platz.

Auch ich hätte noch lange in tiefe Betrachtung versinken können, aber ich hatte es eilig. Wir sollten schließlich dorthin, wo die Leichen aufgetaucht waren.

Und dieses Gebiet gehörte nicht gerade zu den Touristenzentren der Stadt.

In die schmalen Kanäle verlief sich kaum jemand, da sah man die andere Seite der Realität, den Verfall und auch die Armut. Im breiteren Kanal Rio di Luca ging es noch, da bekamen wir noch etwas vom schönen Venedig geboten. Später wurde es dann anders.

Jane Collins hatte mir genau gesagt, wo ich abzubiegen hatte. Ich sah, wie sie sich schüttelte. »Das kommt mir vor, als würde ich in einen Tunnel fahren, John.«

»So ähnlich ist es auch.«

Schmutziggraue Fassaden rahmten den schmalen Kanal ein. Wir glitten an den Rückseiten der Häuser entlang.

Aus manchen Fenstern hingen Wäschestücke. Sie bildeten eine durchhängende Girlande, von einer Hausseite zur gegenüberliegenden. Am Canale Grande gab es noch eine frische Brise. Davon war hier nichts mehr zu merken. Über dem Wasser stand die Luft, zudem sonderte der Kanal einen fauligen Geruch ab, der nicht gerade leicht zu ertragen war.

In diesem Wasserarm waren die Leichen angeschwemmt worden. Die richtige Umgebung. Nicht melancholisch, einfach trostlos. Wenn die Boote gegen die Molenwände schabten, hörte es sich an, als würde irgend jemand schwer Atem holen, der wenig später wieder im Wasser verschwand.

Die Brücken waren längst nicht mehr so kunstvoll gebaut. Einfache Gebilde aus grauen Steinen überspannten die schmale Wasserstraße. Sie wirkten wie lauernde Ungeheuer.

Menschen sahen wir kaum. Einmal schaute eine Frau aus dem Fenster. Sie hatte Mühe, ihre Schultern durch die Öffnung zu zwängen, blickte auf uns nieder, und ihr Gesicht wirkte so bleich wie kaltes Rinderfett. Ein paar Meter weiter lud ein Mann Flaschen in ein Boot, in dem schon Weinkisten standen. Er war aus einem Lager gekommen, dessen Doppeltür offenstand. Mit hochrotem Gesicht schrie er seinen Helfern im Lager etwas zu.

Wir tuckerten weiter. Ich fuhr bewußt mit gedrosselter Geschwindigkeit, weil ich auch einiges von der Umgebung wahrnehmen wollte. Mein Blick glitt oft genug über die graue Wasserfläche, auf der viel Abfall trieb. Aufgeweichte Kartons,

vergammelte Blumen, Holz.

»Hier kann man Beklemmungen bekommen«, sagte Jane. »Ich habe das Gefühl, als würde dieser Kanal immer enger werden, besonders dann, wenn er von Brücken überspannt wird.«

»Das stimmt.«

Wieder erschien eine Brücke in unserem Sichtfeld. Wir waren noch ziemlich weit entfernt, so daß sie uns nur mehr als in der Luft stehender Schatten vorkam. Schmutzig lag darunter das Wasser. Es hob sich in seiner Farbe kaum von der Brücke ab. Zudem wirkte es so, als würde es den Zwischenraum völlig ausfüllen.

Wir waren beide gespannt. Jane zeigte dies äußerlich mehr als ich. Manchmal atmete sie scharf ein, dann wiederum fuhr sie mit der Zungenspitze über ihre Lippen oder warf mir einen knappen, forschenden Blick zu. »Was ist los?«

»Ich weiß nicht so recht, John, aber ich werde den Eindruck nicht los, daß etwas auf uns zukommt.«

»Und was?«

»Eine Gefahr.«

»Das kann vieles sein. Vielleicht eine Überschwemmung, oder der Einsturz einer Brücke...«

»Hör auf, das ist anders.« Sie ballte ihre Hände zu Fäusten. Die Karte hatte sie längst hinter sich auf den Sitz gelegt. Wir brauchten sie vorerst nicht mehr. »Weißt du eigentlich genau, wo die Toten angeschwemmt wurden?«

»Nein.«

»Das hätte uns Torri sagen müssen.«

»Vielleicht wußte er es selbst nicht.«

»Kann sein.« Jane strich einige Haarsträhnen zurück. »Du kannst sagen, was du willst, John, aber mir ist dieser Mann suspekt.«

»Ich sage ja gar nichts.«

»Wie gefällt er dir denn?«

Ich lachte. »Jane, ich bin ein Mann. Weshalb soll er mir gefallen?«

»Du verstehst mich falsch, John. Es ist die gesamte Art, wie er uns in den Fall hineingeschaukelt hat. Mit der habe ich mich irgendwie nicht anfreunden können.«

»Zumindest hatte er Sir James auf seiner Seite. Also ist der Einsatz auch in Italien von oben abgesegnet worden.«

»Schon möglich.«

Wir ließen uns über dieses Thema nicht weiter aus, da wir uns der Brücke näherten. Wiederum überkam mich das Gefühl einer Enge. Die Wasserstraße schien vor der Brücke immer enger zu werden. Jane deutete plötzlich über den Wasser-und Gischtschutz hinweg. »Schau mal genau hin, John, da tut sich etwas.«

»Wieso?«

»Unter der Brücke liegt ein Schatten, der meiner Ansicht dort nicht hinpaßt.« Jane wirkte plötzlich aufgeregt. »John, gib mal Gas, ich will das sehen.«

Ihr Fieber hatte mich angesteckt. Ich steigerte die Geschwindigkeit unseres Bootes.

Der Bug stieg aus den Fluten. Er schob plötzlich einen weißen Bart vor sich her. Am Heck wühlte sich die Schraube durch das Schmutzwasser. Janes Augen waren gut. Auch ich sah, daß unter der Brücke etwas ablief. Dort schaukelte ein langes, schmal wirkendes Boot, wie es nur eine Gondel sein konnte.

Auf ihr, etwa in liecknähe, stand eine Person, und eine zweite stieg aus dem Wasser.

Groß, wuchtig, auch gefährlich — und bewaffnet, denn aus seiner Faust ragte etwas Langes, Blankes hervor, eine Schwertklinge. Auch Henker trugen Schwerter!

Wir hatten es plötzlich mehr als eilig...

Renate Gehrman wußte nicht, was sie machen sollte. Sie traute

sich nicht, ins Wasser zu springen, an Land konnte sie auch nicht, da ihr der Brückenpfeiler den Zutritt verwehrte.

Und vor ihr stand der Tod!

Eine furchtbare Gestalt, eben ein Henker, schwerbewaffnet und bereit, sie zu vernichten.

Sie war noch immer keinen Schritt vor-oder zurückgegangen. Am Heck hielt sie sich auf, hatte die Hand zur Faust geballt und sie gegen ihr Brustbein gepreßt. Die Angst glich einer Würgeklammer, die ihr kaum Luft zum Atmen ließ.

Der Unheimliche ließ sein Ziel nicht aus dem Blick. Er ging nicht sehr schnell, mit einer fast quälenden Langsamkeit bewegte er sich auf Renate zu, um ihre Angst noch mehr zu steigern. Die schwarze Kleidung war naß und lag dicht wie ein Trikot um seinen Körper. Ein Spinnennetz aus Blutfäden durchzog seine Flaut, und unter den schmalen Lippen liefen sie von zwei verschiedenen Seiten zusammen. Das Grauen kam näher...

Schritt für Schritt. Niemand konnte es aufhalten. Renate wußte nicht, weshalb es gerade sie erwischt hatte. Sie hatte keinem Menschen in Venedig etwas getan, im Gegenteil, sie liebte diese Stadt, die jetzt zu ihrem Grab werden sollte.

Venedig sehen und sterben.

Nein, das wollte sie nicht. Wenn sie schrie, bekam sie vielleicht Hilfe, und...

Renate hatte bereits den Mund geöffnet, als sie hinter sich ein rauh klingendes Geräusch hörte. Es riß sie aus ihrer Angst, sie drehte sich um und schaute auf eine weiße Bugwelle, hinter der die Umrisse eines Bootes hochwuchsen.

War das die ersehnte Hilfe?

Beim Zurückdrehen wäre sie fast gefallen und ins Wasser gestürzt. Nur mühsam erlangte sie das Gleichgewicht wieder, mußte dabei auch ihre Arme ausbreiten und erschrak noch mehr, als sie erkannte,

daß der Henker bereits sehr nahe herangekommen war.

Er hatte seinen rechten Arm schon gehoben, wenn er ihn nach unten rasen ließ, würde er sie köpfen können.

Plötzlich begann die Gondel zu schaukeln, weil sie von heftigen Wellen erfaßt wurde. Auch der Unheimliche geriet etwas aus dem Rhythmus, so gewann Renate Gehrman eine knappe Galgenfrist, die sie allerdings nicht mehr voll nutzen konnte. Auf der schmalen Heckplattform verlor sie den Halt.

Rücklings kippte sie dem Kanal entgegen und schrie endlich auf...

Es war der Henker, und er wollte töten!

Wir hatten blitzschnell unsere Positionen gewechselt. Jane übernahm die Führung des Bootes, während ich mich um die Mordgestalt kümmern wollte.

»Schneller!« feuerte ich sie an. »Noch schneller. Wir müssen die Frau bekommen!«

In den letzten Sekunden waren wir auf 180. Die Düsternis der Umgebung hatte auch auf unsere Psyche abgefärbt, das lag nun hinter uns. Mich interessierte zunächst die Frau und dann der Henker. Tief wühlte sich der Bug durch das schmutzige Wasser. So etwas kostete Zeit.

Aber wir hatten auch Glück. Das aufgewühlte Wasser erfaßte ebenfalls den Rumpf der Gondel und ließ ihn schaukeln. Dadurch geriet nicht nur der Henker aus dem Rhythmus, auch die Frau verlor ihr mühsam gehaltenes Gleichgewicht und kippte ins Wasser.

Ihr lauter Schrei drang durch den Motorenlärm, und im gleichen Augenblick hatten wir sie erreicht.

Ich stand hinter Jane an der Backbordseite, brüllte mein »Stop!« und griff zu.

Es war Zufall, daß ich sie zu packen bekam. Ich hätte sie gern an der Schulter erwischt, aber meine Hände rutschten ab, umklammerten

ihre Hüften, ihr Gewicht warf auch mich nach hinten, so daß ich fast über Bord gegangen wäre.

Zum Glück hatte ich mich fallenlassen, so landeten wir noch im Boot, und die Frau lag auf mir. Ich sah ihr verzerrtes Gesicht dicht vor dem meinen, hörte ihr Wimmern und sprach beruhigend auf sie ein, während ich sie zur Seite drehte.

Auch Jane hatte rasch reagiert und das Boot angehalten. Dabei hatten wir die Brücke schon passiert, wir schaukelten heftig und wurden noch weiter nach vorn getrieben.

»Bleiben Sie hier sitzen!« fuhr ich die Unbekannte an und drückte sie in das Heck. »Rühren Sie sich nicht von der Stelle!«

Sie reagierte nicht. Apathie und Angst hielten sie noch umklammert. Mit einer bittenden Geste streckte sie noch die Arme aus, doch ich entwand mich ihr.

»Drehen!« rief ich Jane zu, die augenblicklich reagierte. Es war wie bei einem Auto, das einen zu großen Wendekreis für die enge Straße hatte. Wir kamen beim erstenmal nicht herum und mußten rangieren. Ich überließ das Jane Collins und hielt selbst Ausschau nach der unheimlichen Gestalt.

Ich sah ihn nicht mehr.

Wahrscheinlich war er auch von der schaukelnden Gondel in das dunkle Wasser gestürzt und hielt sich nun verborgen.

Endlich hatten wir gedreht. Jane wollte wieder anfahren, ich winkte ab.

»Langsam, Mädchen, langsam...«

»Okay.«

Wir glitten schaukelnd und schwankend an die Stelle heran, wo auch die Gondel lag. Sie hatte sich durch den Wellenschlag gedreht und stand jetzt quer.

Eine leere Gondel, auch ohne den Gondoliere. Um ihn machte ich mir Sorgen. »Stell den Motor ab!« rief ich Jane zu.

Mit dem Rest an Fahrt trieben wir auf die Gondel zu. Ich hatte das Gefühl, als würde sie uns entgegenkommen. Ein breiter, unheimlich wirkender Schatten, der auf und nieder schaukelte. Auch unser Boot stoppte unter der Brücke. Zu sehen war nichts mehr. Der Henker mußte untergetaucht sein. Vielleicht hielt er sich auf dem schlammigen Grund verborgen und wartete auf eine günstige Gelegenheit, um uns zu töten. Nicht einmal eine Handbreit tief konnten wir in das Wasser hineinschauen. Hinzu kam der Schatten der Brücke. Über uns hörten wir Stimmen. Einige Menschen überquerten den Kanal. Sie bekamen nichts von dem mit, was sich unter ihnen abspielte.

Ich hatte mich auf die flache Reling gestützt und beide Seiten abgesucht. Etwas enttäuscht richtete ich mich wieder auf. Wenn wir den Henker nicht fanden, blieb uns nur die Aussage der Frau. Ich glaubte fest daran, daß wir den Henker entdeckt hatten, es fehlte nur noch der untote Doge. In Sicherheit fühlte ich mich allerdings nicht. Ich rechnete immer damit, daß er aus dem Wasser schnellen und uns angreifen würde. Hinter mir regte sich die Frau. Aus Angst, noch einmal kippen zu können, blieb sie auf den Knien, atmete schwer und stotterte einige Dankesworte in deutscher Sprache.

»Sind Sie Deutsche?« fragte ich.

»Ja, aus Frankfurt. Ich wollte eine Woche in Venedig bleiben. Ich liebe diese Stadt, ich habe sehr viel über sie gelesen und habe mich darauf gefreut, sie endlich einmal erleben zu können. Aber jetzt... jetzt ist allesaus.«

»Sie leben!« sagte ich.

Die Frau schaute mich an. Dann nickte sie. »Ja, das stimmt, ich lebe, aber er nicht.«

»Wer ist er?«

»Der Gondoliere. Man... man...« Ihre Stimme erstickte, weil die Frau von der Erinnerung überwältigt wurde. »Man hat ihn geholt. Er

kam aus dem Wasser.«

»Hat der Henker ihn nicht...?«

»Es war nicht der Henker!« unterbrach sie mich. »Nein, das war er auf keinen Fall.«

»Wer dann?«

»Ich weiß es doch nicht. Ich sah ihn zu spät und... und nur im Wasser.« Sie richtete sich auf und stützte sich am Rand der Bordwand ab. »Im Wasser hat es geschimmert, als würde Gold unter der Oberfläche schwimmen. Verstehen Sie?«

»John!« meldete sich Jane. »Das war der Doge. Das muß er einfach gewesen sein.«

»Ja, möglich.«

Die Frau meldete sich mit einer Frage: »Wieso der Doge? Es gibt keinen Dogen mehr.«

»Offiziell nicht, aber hier ist das etwas anders. Es gibt auch keine Henker, Sie haben einen gesehen, Frau...«

»Ich heiße Renate Gehrman.«

Auch wir stellten uns vor und erklärten, daß wir aus London kamen.

»Wollen Sie auch Urlaub machen?«

»So ähnlich.«

Renate Gehrman stand auf. Sie zitterte noch. Neben Jane Collins blieb sie stehen und nickte ihr zu. »Der Gondoliere ist verschwunden. Sie haben ihn einfach geholt.«

Die Frau erwartete von mir eine Antwort. Ich wollte sie ihr nicht geben, aber sie las sie an unseren Gesichtern ab. »Er muß tot sein, nicht?« sagte sie mit brüchiger Stimme.

»Davon müssen wir ausgehen.«

Jane wollte das nicht so pessimistisch sehen. »Vielleicht hat er sich ans Ufer retten können.«

»Das glaube ich nicht.«

Janes Blick fiel auf die Gondel, die sich zur Steuerbord-Seite

neigte, als hinge dort ein Gewicht. Ich sprach mit der Geretteten, bis mich Janes Warnruf herumfahren ließ.

»Da, John!«

Ich sah den Henker, wir sahen ihn. Er war auf die Gondel geklettert und hielt auf seinen Armen eine leblose Gestalt.

»Das ist der Gondoliere!« schrie Renate noch, dann mußten wir uns ducken, denn der Henker schleuderte den Körper auf uns zu...

Er mußte übermenschliche Kräfte besitzen, denn der Mann flog so leicht durch die Luft wie ein Spielball. Wir hatten uns zwar geduckt, wurden dennoch erwischt.

Ich bekam einen Tritt mit. Am Hinterkopf erwischte es mich. Wütende Stiche rasten durch meinen Schädel.

Dann krachte er auf Jane und Renate, drückte die beiden zu Boden, während ich schon hochschnellte, aber über Renate Gehrmann stolperte und nach vorn kippte.

Verdammt! Ich wollte den Henker.

Noch im Liegen zog ich meine mit Silberkugeln geladene Pistole, kam wieder hoch und sah den verdamnten Henker tatsächlich auf der schwankenden Gondel stehen, die ihre Lage noch nicht verändert hatte und uns nach wie vor ihre Breitseite zeigte.

Den Henker konnte ich nicht verfehlen.

Ich war auf den Knien geblieben und streckte meinen rechten Arm vor, schoß aber noch nicht, weil ich Sekunden wartete, um mir sein Bild einzuprägen.

Auf seinem Schädel saß ein grauer Helm, als hätte man ihn dort festgeklebt. Vom Gesicht sah ich leider nicht viel. Brücken- und Helmschatten ließen einfach zu wenig erkennen, dennoch glaubte ich, in dem Gesicht dunklere Linien oder Risse zu sehen, dazwischen zwei vorgeschobene Wülste, Nase und Mund.

Er blieb stehen. Meine Beretta beeindruckte ihn nicht. Falls es sich

bei ihm um einen Zombie handelte, würde er dem geweihten Metall nichts entgegensetzen können.

Zweimal schoß ich.

Hinter mir zuckte Renate Gehrman zusammen, als sie die Detonationen hörte, die unter der Brücke echoartig wetterten. Ich erwischte den Henkerauch und sah, wie die Kugeln gegen seine breite Brust hämmerten, ihn aber nicht zurückstrießen.

Er blieb stehen!

Noch einmal feuerte ich.

Abermals erzielte ich keinen Erfolg. Diesmal hatte ich mich auf den Einschlag konzentriert und wollte auch sehen, ob das Geschloß als Querschläger davonsirrte. Das war ebenfalls nicht der Fall. Als deformierter Klumpen fiel es vor den Füßen des Henkers zu Boden und blieb liegen.

Mein Arm sank nach unten, ich schüttelte dabei den Kopf, weil ich einfach nichts begreifen konnte. Erst Sekunden später kam mir die Erleuchtung.

Diese Gestalt bestand nicht aus Fleisch und Blut. Das war eine völlig andere, fast wie Stein oder Metall.

Und Blei ist Metall!

Auch Jane war der Vorgang nicht entgangen. »John, was ist mit dem Henker?«

»Ich weiß es nicht. Er ist gegen Kugeln resistent.«

Ich besaß noch andere Waffen, aber sie setzte ich nicht mehr ein, denn der Henker drehte sich und sprang über Bord. Wasser spritzte hoch, die Oberfläche schäumte noch nach, nur vom Henker des Dogen sahen wir nichts mehr. Dafür trieb die Gondel durch die Wucht des Absprungs allmählich wieder in eine andere Richtung.

Dennoch bekamen wir etwas zu sehen. Renate Gehrman hatte uns bereits von dem goldenen Schimmer dicht unter der Wasseroberfläche berichtet. Den sah ich auch. Nur blieb er nicht auf einer Stelle

konzentriert. Schnell wie ein Fisch bewegte er sich weiter, tauchte tiefer, so daß die dunkle Farbe des Wassers ihn sehr bald verdeckte und er nicht mehr von uns gesehen werden konnte.

»Es war der Doge, John!« flüsterte Jane.

Ich gab ihr recht.

»Welcher Doge?« fragte Renate. »Von wem sprechen Sie überhaupt?«

Ich winkte ab. »Später können wir darüber reden, falls es Sie interessiert.«

»Wo wollen Sie denn hin?« fragte Renate.

»Zunächst einmal bringen wir Sie an Land.« Ich deutete auf den Toten.

»Und ihn auch.«

Als ich mich ans Steuer stellte, legte mir Jane eine Hand auf die Schulter. »John, ich muß dich sprechen.«

»Was gibt es denn?«

»Ist dir nichts aufgefallen, als der Henker den Toten geschleudert hat?«

»Nein, eigentlich nicht. Ich wunderte mich nur über dessen Kraft.«

»Und ich habe mich über das Gewicht der Leiche gewundert. Sie ist schwer, viel schwerer als ein normaler Mensch. Versuch mal, ihn anzuheben.«

Das tat ich auch. So schwer war kein normaler Mensch!

»Nun?«

Ich nickte. »Schwer wie...«

»Sag ruhig Blei.«

»Ja, so ist es.«

»Er hat sich also verändert«, flüsterte Jane. »Der Henker muß ihn dazu gemacht haben.«

»Oder der Doge.«

»Kann auch sein.«

»Wovon reden Sie eigentlich hier?« fragte die Deutsche.

Ich startete. »Lassen Sie uns erst einmal hier wegfahren.«

Wir ließen die Brücke hinter uns. Mittlerweile war es noch düsterer geworden. Es ging auf den Abend zu, die Häuser warfen Schatten auf den Kanal, das Wasser wirkte unruhig, auch unheimlich und düster. Als würden unter seiner Oberfläche zahlreiche Schätze oder geheimnisvolle Tempel verborgen liegen, die es zu schützen galt.

An dieser Wasserstraße war nichts los. Die Menschen mußten die Schüsse gehört haben, aber niemand reagierte. Die Umgebung wirkte schläfrig, als läge sie in einer anderen Zeit und nicht in der hochtechnisierten Gegenwart.

Wir fanden eine schmale Mole, wo wir das Boot an einem Polier vertäuen konnten. Ich sprang heraus, Jane warf mir das Tau zu, das ich um den Poller wickelte. Nicht weit entfernt befand sich die Einmündung einer kleinen Gasse. Dort waren Menschen unterwegs. Wir hörten ihre Stimmen und auch die Musik, die wie aus dem Trichter eines Hörrohrs an unsere Ohren drang.

Gegenüber der Mole brannte eine Laterne. Ihr Streulicht warf einen gelben Kreis auf den Boden, der fast bis an den Rand des Wassers reichte.

Keiner von uns war beim Wurf des Henkers ernsthaft verletzt worden, aber die Leiche interessierte mich besonders. Der Gondoliere trug noch seine typische Berufskleidung. Ein rot und weiß quergestreiftes Hemd, eine blaue Hose und eine enge Jacke.

Ich leuchtete den Toten direkt an. Mich interessierte besonders sein Gesicht. Der Lampenstrahl wanderte über die wie eingefroren wirkenden Züge, die so stumpf wirkten. Er erfaßte auch die glanzlosen Augen. Sie ähnelten grauen Farbkreisen. Als ich mit den Fingerkuppen über das Gesicht strich, gelang es mir nicht, die Flaut einzudrücken. Sie war hart.

»Wie Metall, nicht?« fragte Jane.

»So ist es.« Ich holte mein Taschenmesser hervor und klappte es auf. Jane wußte schon, was folgen würde. Renate Gehrman zog sich zurück. Ihr Gesicht nahm einen abwehrenden Ausdruck an. Ich setzte die Messerspitze in Brusthöhe an und begann damit, das enganliegende Hemd aufzuschneiden, weil ich mir die Brust des Mannes näher ansehen wollte.

Ich klappte die beiden Stoffstücke zur Seite und sah die nackte Brust vor mir liegen.

Auch sie zeigte die graue Farbe des Gesichts,, aber es kam noch etwas hinzu.

»Da ist das Zeichen!« hauchte Jane.

Sie hatte sich nicht geirrt. Wir konnten das G und das C sehr deutlich erkennen.

»Giancarlo Cabrasi!« sagte Jane so laut, daß auch Renate Gehrman sie verstanden hatte.

»Wie kommen Sie gerade auf ihn?« fragte sie.

Wir schauten sie an. »Kennen Sie den Namen?«

»Natürlich, Mr. Sinclair. Ich habe mich mit der Geschichte Venedigs beschäftigt.«

»Dann wissen Sie möglicherweise mehr über ihn?«

»Nicht viel, aber es reicht, um einen Schauer zu bekommen.« Sie starrte mir ins Gesicht mit einem Ausdruck, als wäre ihr gerade etwas eingefallen. »Ja, dieser Doge hatte auch einen Henker. Er hieß Tu... Tull...«

»Turrio.«

»Richtig, Turrio. Die beiden übten eine furchtbare Terror-Herrschaft in der Stadt aus.«

»Genau, und den Henker haben Sie gesehen.«

»Auch den Dogen. Denn es wird erzählt, daß er stets eine goldene Maske trug.«

Ich richtete mich auf. »Was wollen wir mehr?«

Jane schaute auf das Sigill. »Das muß der Henker in die Brust eingeritzt haben«, flüsterte sie. »Und er ist ein Meister seines Fachs gewesen. Es läuft kein Blut.«

»Vielleicht kann der Mann nicht bluten.«

»Wegen des Bleis?«

»Nehme ich an.« Ich bückte mich wieder und schob meine rechte Hand unter den Hinterkopf des Toten, um den Schädel anzuheben. Schon beim ersten Zufassen stellte ich die Veränderung fest. Der Kopf war weich geworden, das Material, aus dem er bestand, gab unter dem Druck meiner Hände nach. Ich spürte schon, wie es auf meine Handfläche rieselte und ich gleichzeitig meine Finger in den Kopf hineinschieben konnte.

Vor unseren Augen geschah das Unfaßbare und Unheimliche. Der Tote zerfiel zu Bleistaub.

Da sackte die Kleidung zusammen, da rieselten die winzigen Körner aus den Ärmel-und Hosenöffnungen, und auch das Gesicht sackte zusammen, als hätte jemand hineingeschlagen.

Was blieb war Bleistaub.

Renate Gehrman hatte sich zurückgedrängt. Sie hockte auf der schmalen Bank und sah fast ebenso grau aus wie die Leiche. »Das kann doch nicht sein!« flüsterte sie. »Wie ist denn so etwas überhaupt möglich?«

Ich hob die Schultern. »Glauben Sie an Magie?«

»Nein.«

»Jetzt müßten Sie es allmählich. Was hier passiert ist, geht nicht mit rechten Dingen zu. Sie haben den Henker Turrio gesehen, vielleicht sogar seinen Dogen und erleben jetzt, was mit den Opfern geschieht, die in die Klauen des Henkers geraten sind. Ihnen steht ein grauenhafter Tod bevor. Wahrscheinlich werden sie auch zuvor noch furchtbar zu leiden gehabt haben.«

»Sie sagen das mit einer Sicherheit, als wüßten Sie über diese Dinge genau Bescheid.«

»Das kann auch sein.«

»Wer sind Sie denn?«

»Ich beschäftige mich mit Dingen, die ein wenig außerhalb der physikalischen Grenzen liegen.«

»Was Okkultes?«

»So kann man es nennen.«

»Sind Sie ein Exorzist?«

»Nein, das bin ich nicht. Sie können mich meinetwegen einen Geisterjäger nennen. Im Hauptberuf bin ich Polizei beamter.«

Renate nickte, bevor sie auf Jane deutete. »Ist sie das vielleicht auch?«

»Fast«, erwiderte die ehemalige Hexe und schaute über das Wasser. Auf der kleinen Mole erschienen drei Männer und zwei Frauen. Sie waren aus der Gasse gekommen und hatten einiges getrunken. Die Frauen wollten weitergehen, aber die Männer zogen sie wieder zurück, was sich die Frauen auch gefallen ließen.

»Haben Sie eine Zigarette für mich?«

»Sicher.« Ich reichte Renate die Packung. Sie zog ein Stäbchen hervor, bekam Feuer, und auch ich rauchte. Ich betrachtete sie als einen Glücksfall. Wenn die Deutsche tatsächlich so viel über Venedig wußte, konnte sie uns auch etwas über den Dogen berichten. Zunächst einmal mußte sie sich von dem Schock erholen. Gierig saugte sie an der Zigarette.

Den halb aufgerauchten Glimmstengel schnippte sie ins Wasser.

»Sie wollen etwas über den Dogen wissen, nicht wahr?«

»Wenn es sich ermöglichen läßt.«

»Sicher.« Sie drückte ihren Körper so weit zurück, bis sie mit dem Rücken die innere Bordwand berührte. Dann zog sie die Beine an und umklammerte mit beiden Händen die Knie. »Ich bin natürlich

keine Historikerin und kann Ihnen auch keine genauen Jahreszahlen angeben, aber Giancarlo Cabrasi hat nur eine sehr kurze Regierungszeit gehabt. Es waren höchstens einige Monate, aber er ist bereits insofern bekannt geworden, als daß er zweimal die Türken zurückgeschlagen hat. Anfang des 16. Jahrhunderts hatte Venedig ständig Ärger mit den Türken, die die reiche Stadt überfallen wollten. Cabrasi schlug die Türkenwelle zurück, wurde gefeiert und auch zum Dogen erhoben. Dann begann seine Herrschaft. Sie war ein einziges Martyrium für die Menschen. Er legte sich mit allen Gesellschaftsschichten an. In den Bleikammern lagen Hunderte oder Tausende von Gefangenen und siechten dahin. Andere wurden geköpft. Turrio, sein Henker, hatte Hochbetrieb. Die Hinrichtungen fanden öffentlich statt. Einmal in der Woche trat Turrio in Aktion. Oftmals starben mehr als zehn Menschen an einem Tag. Cabrasi schaute dabei zu. Er freute sich jedesmal wie ein kleines Kind. Normal konnte dieser Mann nicht sein. Man sprach davon, daß er mit dem Teufel im Bunde stecken würde. Das meinte auch die offizielle Kirche. Von ihr ging der Widerstand aus. Als der Doge auch kirchliche Würdenträger hinrichten und ein Kloster abbrennen ließ, war das Faß übergelaufen. Die Kirche antwortete mit einem amtlich bestellten Exorzisten.«

»Deshalb haben Sie uns auch dafür gehalten«, sagte ich.

»Schon möglich. Der Exorzist tat seine Pflicht. Zusammen mit einigen ausgesuchten Soldaten drang er in einer düsteren Nacht in die Gemächer des Dogen ein. Sie konnten die Wachen überwältigen und sich mit Cabrasi beschäftigen. Als dieser das geweihte Kreuz sah, begann er fürchterlich zu schreien und zu toben. Sie haben ihn dann gefesselt und selbst in die Bleikammern geschleift, wo er bei lebendigem Leibe verhungern mußte. Er lag nicht mit den anderen zusammen, sondern kam in einen gesonderten Raum.«

»Was war mit seinem Henker?« fragte Jane.

»Den fingen sie auch ein. Er hat sich gewehrt, aber die Männer waren stärker. Sie zeichneten ihn und schleiften ihn fast schon sterbend zu dem Dogen in das Verlies.«

»Wissen Sie auch, was dieses goldene Schimmern möglicherweise auf sich hat?«

»Ja, Mr. Sinclair. Giancarlo Cabrasi trug stets eine goldene Maske vor seinem Gesicht.«

»Weshalb?«

»Da gab es Gerüchte. Angeblich bestand sein Gesicht nur aus blutigen Klumpen. Das Schwert eines Türken sollte ihn gezeichnet haben. Sein halbes Gesicht war zerschlagen oder abgehauen worden. Die Legende sagt auch, daß die Türken Salzlake in die Wunde gegossen haben, um eine Heilung unmöglich zu machen. Aber sie unterschätzten Cabrasi. Er erholte sich wieder, wurde von seinen Leuten befreit und räumte unter den Türken gnadenlos auf.«

»Das ist also die Geschichte«, stellte ich fest.

»Ja, mehr weiß ich nicht.«

Ich schaute hoch zu den Hausdächern an der anderen Uferseite. Die Abenddämmerung hatte eingesetzt. Noch einmal war die Sonne hervorgekommen, als wollte sie den Venezianern einen Abschiedsgruß senden. Wir sahen sie nicht, aber letzte Strahlen streiften manche Hausdächer und gaben ihnen ein fast kostbares Aussehen.

»Jetzt wissen Sie alles, Mr. Sinclair. Nur werden Sie damit kaum etwas anfangen können.«

»Das ist nicht gesagt.«

»Was haben Sie denn vor?«

»Wir werden den Dogen und seinen Henker jagen.«

»Wie?«

»Beide sind aus dem Wasser gekommen. Ich aber werde ins Wasser gehen. Ich denke daran, daß es eine Verbindung zum Palast

des Dogen und damit auch zu den Bleikammern geben muß. Und zwar eine Unterwasser-Verbindung, wenn ich das recht sehe.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ist das nicht zu weit hergeholt?«

»Ich kann mich natürlich auch irren. Aber ich glaube nicht daran. Man hat beide in die Bleikammern eingeschlossen. Nicht dort, wo die anderen Gefangenen lagen, sondern in einem Extraraum. Und den will ich finden, weil ich glaube, daß es ihr gemeinsamer Stützpunkt ist.«

»Wissen Sie, wie weit der Palast entfernt ist?«

»Ich suche unter Wasser nach Abkürzungen.«

»Irrtum, John«, meldete sich Jane. »Wir werden nach Abkürzungen suchen. Ich bin dabei. Schließlich haben wir zwei Taucherausrüstungen mitgenommen.«

»Jetzt nicht mehr.«

Sie funkelte mich an. »Wieso nicht?«

»Du wirst dich um Frau Gehrman kümmern. Setz dich mit Kommissar Torri in Verbindung. Ich möchte, daß Frau Gehrman sicher untergebracht wird. Anschließend wirst du dem Dogenpalast einen Besuch abstatten, aber auf die normale Art und Weise. Wir beide werden uns sicherlich dort treffen.«

Jane lachte auf. »Bei der Größe — unmöglich.«

Auch da war mir schon etwas eingefallen. »Soviel ich weiß, besitzt er einen großen Innenhof. Dort wartest du auf mich. Ich bin fest davon überzeugt, es zu schaffen.«

»Ich aber nicht.«

»Jane, tu mir den Gefallen. Auch Torri muß Bescheid wissen. Sag ihm alles.«

Die Detektivin überlegte, nickte, schüttelte den Kopf und nickte wieder.

»Ich werde mich nicht gegen deinen verrückten Plan stellen, John. Überzeugt bin ich davon nicht.«

»Das kann ich dir nicht einmal verdenken, auch bei mir bleibt ein gewisses Restrisiko.«

»Restrisiko ist gut. Du kannst voll reinfallen.«

»Oder auch nicht.«

»Wenn ich etwas sagen darf«, meinte Renate Gehrman. »Bitte.«

»Auch ich finde Ihren Plan nicht gut. Wenn Sie doch diese Verdachtsmomente haben, weshalb lassen Sie den Palast dann nicht von der venezianischen Polizei durchkämmen? Nehmen Sie einen Führer mit, der das Gebäude kennt, dann werden Sie Erfolg haben.«

»Das will ich nicht einmal bestreiten. Vielleicht hätte ich das auch getan, doch unsere Aktion ist geheim. Was nicht sein kann, das darf auch nicht sein.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Denken Sie mal daran, wenn das an die Öffentlichkeit gerät. Das Auftauchen dieser beiden Gestalten aus der Vergangenheit würde dem Tourismus unermesslichen Schaden zufügen. Die Menschen hätten Furcht davor, die Stadt zu besuchen. Deshalb läuft unsere Aktion im Geheimen ab.«

»Wenn Sie das so sehen, kann ich nichts dagegen sagen.« Renate schaute auf die Wasserfläche und schüttelte sich. »Also mich bekommen Sie in die Brühe nicht hinein.«

»Sie sollen ja auch in Sicherheit gebracht werden.« Jane schaute auf die Uhr. »Wann willst du tauchen, John?«

»Jetzt.«

»Bißchen kalt, nicht.«

»Daran gewöhne ich mich.« Ich war schon dabei, meine Kleidung abzustreifen.

Die wichtigen Papiere übergab ich Jane, aber meine Waffen nahm ich mit.

Beretta, Kreuz und den Dolch. Die drei Dinge fanden noch unter dem Neoprenanzug Platz.

Ich nahm beide Preßluftflaschen, schnallte sie fest, steckte mir das Atemventil zwischen die Zähne und probierte es aus.

»Alles in Ordnung«, sagte ich wenig später.

»Haben Sie keine Schwimmflossen?« fragte die Deutsche.

»Leider nicht. Es wird auch so gehen. Wenn ich keinen Erfolg habe, rufe ich Torri an. Nein, das mache ich nicht. Ich komme dann auf dem normalen Weg zum Dogenpalast.«

»Du mußt es wissen«, erwiderte Jane etwas pikiert. »Es ist ja nicht mein Leben, das ich aufs Spiel setze.«

»Stimmt. Aber ich habe schon schlimmere Dinge überstanden.«

»Noch weißt du nicht, was dich erwartet. Und Bleikammern sind kein Luxushotel.«

»Stimmt. Deshalb werde ich mich auch so kurz wie möglich dort aufhalten, falls ich sie finde. Wir sehen uns dann später.« Mit diesem Satz verabschiedete ich mich von den beiden Frauen. Mit bangen Blicken schauten sie mir zu, wie ich die Taucherbrille aufsetzte und über Bord sprang...

Vor Jahren schon hatte ich mich in Venedig unter Wasser bewegen müssen. Damals hatte ich noch gegen die Strigen und ihren Anführer Strigus gekämpft, der das Meer mit weißen Särgen übersät hatte. Diesmal hatte ich es mit anderen Gegnern zu tun, die auch nicht ungefährlicher waren.

Ich konnte sie nicht in dieser schwarzbraunen, widerlichen Wasserbrühe entdecken. Zudem war sie verdammt kalt, lange konnte ich mich sowieso nicht unter Wasser aufhalten, ohne eine Verköhlung davonzutragen. Ich erreichte rasch den Grund. Der Kanal war nicht sehr tief. Schon bald fanden meine ausgestreckten Hände Kontakt. In was ich da alles herumwühlte, war mir egal. Zudem wollte ich es auch nicht sehen. Jedenfalls wirbelte ich Schlamm auf und bekam auch irgendwelche Gegenstände zu fassen, die darin verborgen lagen. Einige bestanden aus Metall, andere wiederum waren weich

wie Matsch. Dicht über dem Grund schwamm ich weiter. Normalerweise besitzen Kanäle keine Strömung, hier aber war es anders.

Als ich unter Wasser weiterglitt, spürte ich an der rechten Seite so etwas wie eine Strömung. Sie zupfte oder glitt an meiner Hüfte entlang. Ich stellte die Schwimmbewegungen ein und merkte nach einer Weile, daß mich die Strömung herumdriftete. Das war schon günstig. So brauchte ich ihr nur zu folgen, um die Stelle zu erreichen, wo sich die Strömung gebildet hatte.

Dort zog es auch mich hin. Je mehr ich mich dem Ziel näherte, um so stärker wurde die Strömung, bis ich mir die Schulter an einer Mauer stieß.

Und da fand ich auch das Loch in der Mauer!

Genau das hatte ich gesucht. Ich freute mich darüber, es so schnell gefunden zu haben. Die Öffnung war so groß, daß ich hindurchschwimmen konnte. Dahinter mußte ein Gang oder ein Tunnel liegen, in den mich die Strömung ohne mein Zutun hineinzog. Ich ließ mich treiben.

Gern hätte ich eine Unterwasserlampe gehabt, so aber mußte ich allein auf mein Glück vertrauen.

Ich konnte wirklich nichts sehen.

Zudem war der Gang nicht gerade geräumig oder hoch. Ich kam mir vor wie in einem engen, nie enden wollenden Sarg.

Nur war ich in meinem Job einiges gewohnt. Eine fremde Person wäre wahrscheinlich vor Angst umgekommen.

Die Strömung und meine eigenen Schwimmbewegungen schafften mich voran. Ich hatte mir die Richtung merken können. Wenn mich nicht alles täuschte, wurde ich sogar in Richtung Dogenpalast gezogen. Es wäre herrlich gewesen, wenn der Gang dort sein Ende gefunden hätte. Das Glück hatte ich leider nicht. Irgendwann wurde es über mir etwas heller. Ein Graustich, dann ein Schimmer, der sich

ausbreitete wie Mondstrahlen auf dunklem Wasser.

Ich tauchte hoch. Kein Hindernis hielt mich auf. Als ich mit dem Kopf die Wasseroberfläche durchstieß, umfächerte kühle Luft mein Gesicht. Ich schob die Brille in die Stirn und begann mich umzuschauen. Es war heller geworden. Über mir lag der Himmel wie eine graue Wand. Ihr entgegen wuchsen hohe Mauern, die mich von drei Seiten abschirmten. Nur zur rechten Seite hin war das Gelände offen. Sehr bald hatte ich herausgefunden, daß ich in einem toten Kanalarm wieder an die Oberfläche gekommen war. In der Nähe schaukelten zwei hölzerne Ruderboote auf den Wellen. Das Mauerwerk des Kanals glänzte feucht, als hätte es jemand mit einer dünnen Ölschicht eingerieben. Ich wischte das Schmutzwasser aus dem Gesicht und schwamm auf das nächstliegende Ufer zu.

In der Nähe befand sich eine rostige Leiter. Ich kletterte sie hinauf und schaute mir die Hausfronten an.

Hier wohnte niemand. Das Mauerwerk sah aus, als würde es zu alten Lagerhäusern gehören. Und damit war auch die Spur des Henkers und des Dogen verschwunden.

Tropfnaß, frierend und zitternd drückte ich mich an die Mauer und verwünschte mich und meinen Plan. Wahrscheinlich war es am besten, wenn ich zurückging und den gleichen Weg nahm wie Jane Collins. Ich hatte mich bereits mit dem Gedanken angefreundet, als ich nicht weit entfernt das Quietschen einer Türangel hörte.

Ich preßte mich gegen die Mauer und wartete gespannt ab. Die Tür war links von mir aufgestoßen worden und kam auf mich zu, so daß ich in deren Deckung stand. Der Heraustretende sah mich nicht. Sekunden später mußte ich mir ein Lachen verbeißen, denn der Typ, der das Lagerhaus verließ, sah aus, wie man sich einen Dieb landläufig vorstellt. Er trug einen mit geklauter Ware gefüllten Sack auf dem Rücken, ließ das Tor offen und bewegte sich auf leisen Sohlen auf den Kanalrand zu, wo er in gleicher Höhe mit einem der

dort liegende Boote stehenblieb.

Vom Rand aus ließ er den Sack in das Boot fallen, bevor er hinterhersprang.

Er mußte das Boot erst lostäuen, deshalb hatte ich noch Zeit. So leise wie möglich ging auch ich auf den Kanal zu und sprang. Der Dieb bekam fast einen Schreikrampf, als ich wie ein Schatten neben ihm erschien, das Boot in heftige Schwankungen geriet und Wasser über kam.

Bevor er schreien konnte, preßte ich ihm meine Hand auf den Mund und brachte meine Lippen dicht an sein linkes Ohr. Dabei stellte ich fest, daß seine Haare ranzig rochen. »Keinen Laut!«

Ich wartete sein Nicken noch ab, erst dann löste ich die Hand von seinen Lippen. Sofort redete er. »Ich habe nicht viel gestohlen, nur das, was meine Familie und ich...«

»Das interessiert mich nicht.«

»Nicht?«

Er glotzte mich an. Ja, der Mann besaß tatsächlich Glotzaugen, die weit vorstanden. »So ist es, mein Freund.«

»Aber was...?«

»Ich will etwas von dir wissen.«

»Ich weiß gar nichts, überhaupt nichts.« Er bewegte beide Hände vor seinem Gesicht hin und her.

»Vielleicht. Es geht mir um zwei Gestalten!« Ich spreizte Daumen und Zeigefinger ab, um die Wirkung zu verstärken. »Einer von ihnen trägt eine goldene Maske, der andere ist mit einem Schwert bewaffnet. Hast du die beiden gesehen.«

Er schüttelte viel zu schnell den Kopf. Er mußte etwas wissen.

»Sag es!«

»Nein, ich...«

Mit beiden Händen packte ich ihn an den Revers seiner alten Cordjacke und schüttelte ihn durch. »Wenn du etwas gesehen hast,

wirst du den Mund aufmachen!«

»Bitte, lassen Sie...«

Ich ließ ihn nicht los. »Hast du etwas gesehen oder nicht, verdammt noch mal?«

»Ja, ich habe. Ich habe... sie... sie kamen aus dem Wasser.« Er drehte seinen Oberkörper nach links und streckte den Arm aus. »Dort tauchten sie auf.«

»Der mit der Maske und der Schwertträger?«

»So ist es.«

»Und was hast du getan?«

Er lachte gequält. »Getan? Nichts habe ich getan. Ich hatte Schieß! Die beiden sahen nämlich verdammt gefährlich aus, verstehst du?«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Versteckt habe ich mich.«

Ich lockerte meinen Griff. »Und dann?«

»Gar nichts mehr.«

»Du willst mir doch nicht erzählen, daß du die beiden nicht beobachtet hast. Diebe sind neugierig. Wenn du mir keine Antwort gibst, werfe ich das ganze Zeug ins Wasser.«

»Das kannst du nicht...«

»Und ob ich das kann.« Ich hatte bereits meine Linke in das Sackleinen gekrallt.

»Also gut«, stöhnte er. »Ich habe die beiden gesehen, und ich konnte sie auch beobachten. Sie stiegen wieder in das Wasser.«

»Wo?«

»Hier.« Er atmete mich pfeifend an. »Oder sehen Sie ein anderes?«

»Wenn du frech wirst, kannst du auch die Brühe schlucken!« fuhr ich ihn an.

»Es war doch nicht anders. Sie stiegen ein und sind wieder verschwunden.«

»Du hast ihren Weg verfolgt?«

»Ich sah das Schimmern. Sie schwammen auf die Mauer zu, verstehen Sie, auf die Mauer.« Er deutete an mir vorbei. »Nicht in die offene Seite. Mehr weiß ich nicht.«

»Gibt es in der Mauer einen Durchbruch?«

»Kann ich nicht sagen, wirklich nicht. Ich tauche nie, das ist mir zu dreckig.«

Er lamentierte noch weiter. Ich hörte nicht hin, weil ich erfahren hatte, was ich wollte. Der Dieb schaute mir aus seinen Glotzaugen zu, wie ich mich erhob, die Taucherbrille vor die Augen schob und das Mundstück zwischen die Lippen nahm.

Er ließ mich laufen, ich ihn. Mit einer Rolle vorwärts verschwand ich wieder in der dreckigen Brühe und spürte die Kälte abermals wie eine Klammer, die meinen Brustkasten zusammenpreßte.

Das ging schnell vorbei. Ich bewegte mich diesmal schneller und mit kräftigen Bewegungen voran. Gegen eine Strömung hatte ich nicht zu kämpfen, nur die Mauer hinderte mich an einem Weiterschwimmen. Ich hatte sie in dieser fast absoluten Finsternis nicht erkennen können. Erst als ich mit der rechten Schulter dagegenprallte, wußte ich, daß ich mein Ziel erreicht hatte.

Durch eine kompakte Mauer hatten die beiden Geschöpfe bestimmt nicht gehen können. Es mußte eine Öffnung geben!

Dicht über dem Grund tastete ich die Mauer ab und fand rasch die Öffnung. Das halbrunde Loch besaß eckige Innenränder, wo die Steine wie die Teile eines Puzzles vorstanden.

Ich mußte mich hindurchquälen und gelangte tatsächlich in eine Röhre, die so eng war, daß ich nicht mehr umkehren konnte und mich durch das Fließwasser ins Ungewisse treiben ließ.

Diese Fahrt wurde zu einem Alptraum. Ich durfte nicht daran denken, was alles passieren konnte. Unter großer Willensanstrengung zwang ich mich zu einer ruhigen Atmung und starrte durch die Brille in die drückende Schwärze.

Manchmal schrammte ich mit den Preßluftflaschen an der Röhre entlang, dann wieder wurde ich gedreht und mußte die Hände gespreizt und schützend vor mein Gesicht halten, um nicht gegen die obere Seite der Röhre zu stoßen.

Das Wasser riß mich mit. Manchmal steigerte ich durch Streck- und Kraulbewegungen die Geschwindigkeit noch. Ich wußte nicht, wie weit ich mich noch unter diesen Umständen bewegte. Wenn das Ziel der Dogenpalast war, dann hatte ich noch eine gewisse Strecke zurückzulegen.

Die Zeit war für mich nicht mehr existent. Ob Minuten, halbe Stunden oder mehr verrannen, konnte ich nicht mehr nachhalten. Ich steckte in dieser verfluchten Röhre und war der Strömung ausgeliefert. Wann spie sie mich aus? Und wohin würde sie mich speien? Vielleicht hinein in die Reste der Bleikammern, in denen schon so viele Menschen gestorben waren?

In mir tobten Ängste, aber auch Hoffnungen. Irgendwo mußte es ein Ende geben.

Und es kam.

Sogar so plötzlich, daß ich davon überrascht wurde. Die Wucht des Wassers kippte mich nach vorn. Ich streckte noch die Arme aus, bekam aber keinen Halt mehr und fiel - eingehüllt in Wasserschleier und Kaskaden — in einem Bogen in die Tiefe. Ein klatschender Aufschlag. Dazu der harte Druck, der meinen Körper durchschüttelte, da ich mit dem Bauch zuerst aufgeschlagen war und mich plötzlich in dem Strudel bewegte, der mich einfach mit sich riß. Ich wußte nicht mehr, wo oben oder unten war. Etwas schlug gegen meinen Schädel, und irgendwann war alles vorbei.

Wie ein Korken trieb ich hoch, durchbrach eine Wasserfläche, löste das Mundstück, schob wieder die Brille hoch und konnte tief durchatmen. Eine feuchte und auch kalte Luft drang in meine Lungen. Sie besaß einen eigenartigen Geschmack und klebte auf der Zunge.

Ich hatte den Eindruck, über Metall geleck zu haben. Über Blei... Genau das war es. Blei. Vielleicht sogar Blei aus den uralten Bleikammern in Venedig. Zwar waren sie zerstört, aber es mußten Reste von ihnen existieren.

Ich trat Wasser, lauschte in meine Umgebung hinein, hörte ein Klatschen, wenn Tropfen auf die Wasseroberfläche fielen, ansonsten aber nur meinen eigenen Atem.

Ich drückte mich auf den Bauch und schwamm sehr vorsichtig weiter. Ein ungutes Gefühl hatte mich überkommen. Es war einfach zu dunkel, und zahlreiche Gegner konnten in dieser verfluchten Finsternis lauern, um mich aus dem Hinterhalt anzugreifen.

Mit vorsichtigen Schwimmbewegungen versuchte ich, den neuen Ort auszumessen. Sehr rasch hatte ich festgestellt, daß er rechteckige Umrisse haben mußte. Er erinnerte mich an ein großes Bassin. Leider waren auch die Wände glatt und entsprechend hoch, denn einen Rand bekam ich nicht zu fassen. Ich zog den Reißverschluß meines Taucheranzugs ein Stück nach unten und holte die kleine Halogenlampe hervor, die in Höhe meiner Hüfte festklemmte. Dabei trat ich Wasser und versuchte auch, so wenig Geräusch wie möglich zu machen. Mir war bewußt, daß ich nicht mehr allzu lange in der Brühe herumspazieren konnte. Mir wurde kalt, der Anzug schützte kaum. Ich schaltete die kleine Lampe ein, die relativ viel Licht brachte, und ließ den Strahl kreisen.

In einem Schacht fand ich mich wieder. Nicht nur schmutziges Wasser füllte ihn, ich sah eine Decke über mir, die eine ungewöhnliche Form aufwies. Sie war zum Teil eingestürzt und hatte die sie haltenden Balken mitgerissen. Sie klemmten noch an der Decke fest und hingen wie lange, dicke Arme nach unten.

Wenn der Strahl über die Wände fuhr, zeichnete er einen hellen Kreis auf ein matt glänzendes Material. Matt und gleichzeitig grau, eben wie das Metall Blei.

Mir war klar, daß ich mich in einem Bereich befand, der zu den damaligen Bleikammern von Venedig gehört hatte, diesem weltbekannten grausamen Gefängnis, in dem zahlreiche Menschen umgekommen waren. Möglicherweise hatte man bei der Zerstörung im Jahre 1797 nicht alles vernichtet. Ich jedenfalls ging davon aus, mich in einem der ehemaligen Gefängnisse zu befinden.

Es herrschte auch eine bestimmte Atmosphäre. Der Hauch einer alten Zeit umwehte mich. An den Wänden entdeckte ich noch Kratzspuren. Möglicherweise hatten Gefangene versucht, aus der Kammer zu fliehen. Damals hatte es keinen Ausgang gegeben. Heute aber mußte einer existieren, denn der Doge und der Henker waren hier sicherlich aufgetaucht und hatten von dieser Stelle auch ihren weiteren Weg in den Palast gefunden.

Es gab nur eine Möglichkeit. Die von den Decken hängenden Balken waren mein Rettungsanker. Sie hingen zum Glück so tief, daß ich sie mit einem Sprung aus dem Wasser würde erreichen können. Ich klemmte die Lampe zwischen meine Zähne, paddelte dorthin, wo der längste Balken am tiefsten über dem Wasser hing, und gab mir selbst Schwung und schnellte hoch.

Hoffentlich besaßen meine klammen Hände Kraft genug, um mich festhalten zu können.

Ich packte zu, rutschte ab, griff noch einmal nach und hatte es geschafft. Mein Halt glich einer festen Umarmung. Ich geriet dabei mit dem Balken ins Pendeln, hörte über mir ein Knirschen und bekam eine Gänsehaut. Sehr ruhig blieb ich hängen und hatte Glück. Der Balken fiel nicht ab. Über ihm befand sich nicht nur die Decke, auch Querstreben hingen so, daß sie von mir mit einem schrägen Griff erwischt werden konnten. Dazu streckte ich den rechten Arm aus, bekam einen neuen Halt, ließ den ersten los und kletterte mit klammen Gliedern und zitternd weiter, so daß ich auch weiterhin auf dem Trockenen blieb und sogar einen Ausgang fand.

Er lag hinter dem Wirrwarr der halb eingestürzten Decke und war ein alter Gang oder Stollen, der sicherlich noch unter dem normalen Erdboden verlief.

Jedenfalls stand ich nicht mehr im Wasser.

Der Stollen war sehr schmal. Ich leuchtete ihn aus und ging in die Richtung, in die auch die Lampe zeigte.

Auch hier gab es die bleigrauen Wände, oxidiert zu einer dunklen Schicht, über die meine Lampe einen hellen Streifen zog. Gang und Decke waren zudem auch feucht. Das Wasser war kondensiert, nach Spuren hielt ich vergebens Ausschau, dafür aber gelangte ich an eine alte Treppe am Ende des Ganges.

Sie bestand aus Stein, war sehr schmal und führte in die Höhe. Treppen geben Hoffnung, auch in einer unheimlichen Umgebung wie dieser, in der ich mich befand.

Es war kein Laut zu hören, ich achtete nur auf meine eigenen Schritte. Dabei ließ ich ständig die Lampe brennen, um vor irgendwelchen Überraschungen sicher zu sein.

Je höher ich kam, um so wärmer wurde es. Spinnweben hingen von der Decke, sie streiften gegen mein Gesicht, ich blies sie weg und lächelte knapp, als der Lichtkegel genau auf eine Tür fiel und um das Schloß herum einen Kreis malte. Geschafft?

Wenn die Tür nicht verschlossen war, bestimmt. Sie besaß eine sehr alte und schwere Klinke, die ich nach unten drückte und dabei ein knarrendes Geräusch hörte.

Sehr gespannt und auch behutsam zog ich sie auf. Ich war darauf vorbereitet, auf einen Gegner zu treffen, denn das Öffnen der Tür geschah leider nicht lautlos.

Feuchte Kellerräume nahmen mich auf. Das waren schon gewaltige Gewölbe. Ich hatte meine Lampe zwar ausgeschaltet, aber man spürt es einfach, wenn man in einen Saal oder ein Gewölbe tritt. Auch in der Dunkelheit war die Weite zu merken.

Aber auch die Gefahr?

Noch warnte mich nichts, ich wurde dennoch vorsichtiger und suchte einen Platz an der Wand.

Mit dem Rücken preßte ich mich dagegen, spreizte den rechten Arm vom Körper ab und schaltete die kleine Leuchte wieder ein. Die Bleikammern lagen hinter mir. Mich hatte ein Gewölbe verschluckt, ein großer, unterirdischer Saal, dessen Decke von Säulen gestützt wurde, die an ihrer Oberseite zu halbrunden Bögen ausliefen. Dieser Keller war leer.

Weder Kisten noch Verschlage sah ich. Nur den blanken Steinboden und die ebenso kahle Decke hoch über mir, auf die der Lampenkreis beim Gehen Figuren malte.

Keller besitzen Treppen, die in die oberen Räume führen. Auch hier suchte ich danach, fand zunächst keine und wollte schon umkehren, als das Restlicht knapp über dem Boden eine kleine Erhöhung erfaßte. Das war der Beginn der Treppe!

Die Stufen sahen wegen ihrer Breite sehr einladend aus. Ich ging noch einige Schritte vor, leuchtete die Treppe hoch — und blieb wie angewurzelt stehen.

Auf der fünften Stufe von unten stand eine Gestalt. Turrio — der Henker!

Jane Collins und Renate Gehrman waren in die kleine Gasse gegangen und hatten ein Lokal gefunden, in dem sie sich aufwärmten. Der Gastraum war kaum größer als ein Wohnzimmer. Nur vier Tische standen dort, an einem hatten sie Platz nehmen können. Renate, die fließend italienisch sprach, hatte heißen Tee bestellt, Jane war zur Theke gegangen, wo sie auch telefonieren konnte. Sie tat dies unter den teils gierigen, teils abschätzenden Blicken der Gäste, die ausschließlich Männer waren.

Sie mußte sich einige Zoten anhören, was sie nicht weiter störte.

Bewußt laut sprach sie den Namen des Kommissars aus. Als man hörte, daß sie mit der Polizei telefonierte, hatten es einige Typen plötzlich eilig. Sie zahlten und verschwanden.

Lächelnd legte Jane den Hörer auf, setzte sich wieder und trank zunächst einen Schluck Tee. Er wärmte wunderbar durch. Renate saß ihr gegenüber. Sie hielt mit beiden Händen das heiße Glas umklammert. »Was hat er gesagt?«

»Er kommt.«

»Sofort?«

»So schnell wie möglich.«

Die Deutsche ließ sich zurücksinken und atmete dabei auf. »Meine Güte, bin ich froh. Darauf brauche ich noch einen Schluck. Nehmen Sie auch einen Grappa?« Renate bestellte zwei und auch eine Packung Zigaretten.

Der Ober brachte die gewünschten Sachen.

»Den brauchte ich einfach!« stöhnte die Deutsche und schüttelte sich.

»Trinken Sie, Jane, er tut gut. Man muß ihn kippen, dann ist seine Wirkung am besten.«

Jane folgte dem Rat, doch eine tolle Wirkung konnte sie leider nicht feststellen. Sie bekam nur ein Kratzen im Hals und mußte husten. Rasch nahm sie einen Schluck Tee. Dabei hörte sie Renates Lachen. »Ja, man muß sich auch daran gewöhnen, das hatte ich vergessen, Ihnen zu sagen.«

»Nun ja, das werde ich wohl kaum.«

»Wenn Sie schon länger hier wären, hätten Sie damit keine Schwierigkeiten, Jane.«

»Glaube ich auch, aber London ist mir trotzdem lieber.«

»Diese kühle, feuchte Stadt?«

»Waren Sie schon mal dort?«

»Nein.«

»Wir haben sehr viel sonnige Tage, ebenso wie Hamburg. Es gibt Leute, die haben sich regelrecht in London verliebt, aber das ist eine andere Sache.«

Renate wechselte das Thema. »Wann kommt der Kommissar?«

»Er hat versprochen, so rasch wie möglich hier zu sein. Er wunderte sich auch, daß wir Erfolg gehabt haben.«

»Hatten Sie das denn?«

»Eingeschränkt bestimmt. Wir haben den Dogen und seinen Henker gefunden.«

»Aber nicht ausgeschaltet.«

»Das ist leider richtig. Nur vertraue ich da meinem Freund John Sinclair. Wenn der einem Gegner auf der Spur ist, läßt er nicht locker. Ich kenne ihn.«

Die Deutsche nickte. »Er ist ein außergewöhnlicher Mann — oder?«

»Nein und ja. John ist ein Mensch wie viele andere auch. Er hat nur einen besonderen Job.«

»Er jagt Dämonen?«

»So ist es.«

Renate Gehrman schüttelte den Kopf. »Wenn mir das jemand gestern erzählt hätte, ich hätte ihn ausgelacht und ihm empfohlen, einen Psychiater aufzusuchen. Aber jetzt...« Sie strich mit beiden Händen ihr blondes Haar nach hinten. »Man lernt eben nie aus.«

»Da haben Sie recht.«

In den nächsten beiden Minuten schwiegen die Frauen. Nur Jane schaute ein paarmal auf die Uhr. »Woran denken Sie?«

»An John Sinclair und daran, was er wohl jetzt macht und wo er sich befindet.«

»Bestimmt hat er das Ziel schon erreicht.«

»Das weiß ich eben nicht. Es war schon komisch, wie er unter Wasser verschwunden ist. Ich hatte das Gefühl, als würde er nie

mehr auftauchen. Wenn er die beiden noch in dem Kanal trifft, sieht es für ihn schlecht aus.«

»Wobei einer noch kugelfest ist«, fügte die Deutsche flüsternd hinzu und bekam einen Schauer. »Haben Sie dafür eine Erklärung, Jane?«

»Ja. Der Körper muß aus Blei bestehen.«

Renate beugte sich vor. »Aus Blei?« wiederholte sie ungläubig.

»So ist es.«

»Aber wie kann jemand leben, der aus Blei besteht? Das will in meinen Kopf nicht rein.«

»Ich weiß es auch nicht genau. Sie müssen aber davon ausgehen, daß wir es hier mit einem magischen Phänomen zu tun haben. Schwarze Magie ist eben etwas ganz Besonderes. Da müssen Sie die anderen Gesetze vergessen.«

»Für mich gehört so etwas ins Mittelalter.«

»Richtig«, stimmte Jane zu. »In der Zeit und noch früher hat die Schwarze Magie auch ihren Anfang genommen. Nur haben die Menschen sie dann verdrängt. Aber in der heutigen Zeit, wo viele Angst davor haben, daß eine nicht mehr verständliche Technik und Entwicklung sie überrollt, sieht das alles anders aus. Da wendet man sich diesen Dingen wieder zu, sucht, forscht und findet auch.«

»Sie glauben selbst stark daran.«

»Natürlich.« Mehr erklärte Jane der Deutschen nicht. Renate Gehrman hätte vielleicht den Glauben verloren, hätte sie erfahren, daß vor ihr eine ehemalige Hexe saß, in deren Brust ein künstliches Herz schlug.

»Ja«, sagte die Deutsche und nickte sich selbst bestätigend zu. »Ich kann da nicht mitreden. Ich stecke in dieser modernen Treitmühle. Von Beruf bin ich Chefsekretärin bei einem großen Chemie-Konzern in Frankfurt. Wenn ich mal Zeit für mich habe, denke ich über andere Dinge nach, nicht über Magie.«

»Sie sind auch nicht gebunden?«

»Nein, ich lebe allein. Es ist schon machmal sehr schwierig, glauben Sie mir.«

»Das kann ich mir vorstellen. Mir ergeht es ähnlich.«

»Aber Sie haben doch...«

Jane lächelte. »Nicht John Sinclair. Gut, wir finden einander sympathisch, haben auch schon miteinander geschlafen, doch zu einer echten Partnerschaft wird es wohl nicht kommen. Es gibt da einige Dinge, die uns beide leider trennen.«

»Kann man die nicht überwinden? Wenn Sie schon leider sagen, Jane, müßte es doch möglich sein.«

»Mal sehen.«

Jemand öffnete die Tür von außen. Ein kühler Luftzug strich in den Raum und bewegte die unter den Lampenschirmen hängenden Rauchschwaden.

Jane drehte sich auf dem Stuhl um und winkte dem dunkelhaarigen Mann zu. »Hier sind wir.«

»Das ist der Kommissar?«

»Ja.«

Torri kam zu ihnen an den Tisch. Die Gäste waren bei seinem Eintritt ruhiger geworden, niemand wollte auffallen, aber Torri kümmerte sich nicht um sie.

»Ist alles in Ordnung?« fragte er leise.

»Bis jetzt ja.«

»Ich konnte nicht schneller kommen.« Er holte sich einen Stuhl heran und setzte sich zwischen sie.

Renate beobachtete ihn genau. Ein Lächeln zuckte dabei um ihre Mundwinkel. Der Mann gefiel ihr. Torri sah nicht schlecht aus. Er wirkte ein wenig wie der Miami-Vice-Star Don Johnson, nur besaß Torri schwarzes Haar.

»Stimmt es, daß sie mit John Sinclair einen Treffpunkt ausgemacht

haben?« Jane nickte. »Auf dem Innenhof des Dogenpalastes.«

»Das wundert mich.«

»Wieso?«

»Lassen wir das. Ich werde Sie auf jeden Fall dorthin bringen und ebenfalls warten.«

Jane lächelte. »Da bin ich froh. Ich hatte schon gedacht, daß Sie uns ins Präsidium bringen würden.«

»Nein, um Himmels willen. Wo denken Sie hin? Unsere Aktion ist geheim, keiner meiner Kollegen weiß, daß ich zu Ihnen gefahren bin. Wir können in aller Ruhe abwarten.«

»Ruhe ist gut«, sagte Renate.

Torri drehte ihr sein Gesicht zu. »Haben Sie etwa Angst?«

»Ja, das habe ich, Signore. Ich habe Furcht vor der unmittelbaren Zukunft.«

»Weshalb?«

»Wenn Sie diesen Henker gesehen hätten...«

»Entschuldigung. Ich hatte vergessen, daß Sie ja eine Zeugin sind. Signorina Collins erwähnte es kurz am Telefon. Was ist Ihnen denn genau widerfahren?«

Jane Collins gefiel es nicht, daß sie hier die Zeit vertrödelten. »Sollen wir nicht lieber fahren? Wir können das Problem doch auf dem Weg zum Ziel besprechen.«

Torri nickte ihr zu. »Ja, Sie haben recht, Signorina. Das werden wir auch. Kommen Sie.« Er stand bereits auf, und die beiden Frauen erhoben sich ebenfalls.

Der Wirt und die Gäste schauten den dreien erleichtert nach, als sie das Lokal verließen.

Draußen wehte ein kühler Wind durch die Gassen. Er brachte den Geruch von Fäulnis mit. Die Kanäle stanken. Torri schnupperte. »Wenn das Wasser so riecht, dauert es nicht mehr lange, bis wir Regen bekommen. Wahrscheinlich schon morgen.«

»Dann hoffte ich, alles hinter mir zu haben.«

Der Commissario schaute Jane an. »Ja, das werden Sie bestimmt, Signorina Collins.«

»Wie meinen Sie das?«

»Nur so, kommen Sie. Mein Boot liegt ziemlich weit von hier. Wir werden uns dem Piazza San Marco von der Wasserseite her nähern müssen.«

Fünf Minuten später standen sie an der Anlegestelle. Das Boot des Kommissars war klein, aber sehr flach gebaut, also auch für höhere Geschwindigkeiten. Am Heck befand sich eine schmale Sitzbank. Dort ließen sich die beiden Frauen nieder. Sie starrten auf den Rücken des Beamten, der bereits nach dem Schlüssel griff.

»Was haben Sie für ein Gefühl, Jane?«

Die blonde Engländerin hob die Schultern. »Ich kann es nicht genau sagen. Vielleicht ein gemischtes.«

»Wieso?«

Janes Antwort ging im Röhren des Motors unter, als der Kommissar startete und so hart anfuhr, daß der Bug aus dem Wasser stieg und beide Frauen hart gegen die Lehne gedrückt wurden...

Da stand er also!

Auf mich übergroß wirkend, weil er sich auf einer höher gelegenen Stufe aufhielt.

Line unheimliche Gestalt, ein Relikt aus einer finsternen Vergangenheit, über die man in Venedig lieber schwieg.

Er starrte mich an, ich schaute ihn an.

Wir beide wußten, daß wir Todfeinde waren, und ich dachte auch daran, daß ich ihm selbst mit geweihten Silberkugeln nicht beikommen konnte. Sie waren an seinem Körper einfach abgeprallt und als deformierte Geschosse vor seinen Füßen liegengeblieben.

Er hatte eine wachsame Haltung angenommen. Wie ein Aufpasser,

der dafür Sorge tragen sollte, daß niemand es wagte, auch nur einen Fuß auf die Stufen der Treppe zu setzen. Falls sich doch jemand erdreistete, würde der Henker dafür sorgen, daß er starb.

Er hatte sein Schwert bereits gezogen. Ich mußte ehrlich eingestehen, daß ich mich vor der Klinge fürchtete. Nicht weil er mich damit hätte umbringen können, mir kam es auf das Wie an, denn ich wurde den Eindruck nicht los, daß gerade diese Klinge für die magische Verwandlung des Menschen in einen bleiernen Körper sorgte. Das gefiel mir nicht.

Wenn es zu einem Kampf kam, mußte ich zusehen, daß mich die Klinge nicht erwischte.

Ich war zwar froh, daß er mich noch nicht angriff, andererseits hätte ich mich gern bewegt, denn das Stehen tat meinem unterkühlten Körper nicht gut. Auch in dieser verdammten Kellerhalle gab es keine wärmende Quelle.

Den Lichtstrahl hatte ich punktgenau auf das Gesicht des Henkers konzentriert. Zum erstenmal erkannte ich es deutlich und beschrieb es für mich als eine böse Fratze.

Das Gesicht erinnerte an eine Landkarte. Es war zerfurcht von Rissen und Spalten. Als Quer-und Längsstreifen trafen sie sich, zogen sich auch über den breiten Nasenrücken hinweg, spalteten die Lippen, und ich stellte fest, daß es sich bei dieser Schauergestalt um Blutstreifen handelte.

Den Kopf schützte der graue Helm. Die Kleidung lag eng am Körper. Sie war dort zerrissen, wo meine Kugeln die Gestalt getroffen hatten. Weshalb er diesen Helm trug, wußte ich nicht. Aber er sah sehr stabil aus und würde auch harten Treffern widerstehen können. Wir hatten uns nur angestarrt. Nichts regte sich im Gesicht des Henkers. Selbst seine Pupillen erinnerten mich an graues Blei, aber plötzlich bewegte er die Schultern.

Es war für ihn wie ein Startsignal.

Er trat mit dem rechten Fuß zuerst einen Schritt nach vorn und berührte die viertletzte Stufe. Dann die drittletzte, die zweitletzte, und ich behielt ihn im Strahl meiner Lampe.

Er schlug den direkten Weg zu mir hin ein. Die eingeschaltete Lampe wies ihm genau das Ziel.

Als er die Treppe hinter sich gelassen hatte, machte ich ihm einen Strich durch die Rechnung.

Ich löschte das Licht!

Wie ein großer Sack fiel die Finsternis über den Saal. Ich konnte nichts mehr sehen, selbst meine Hand nicht, wenn ich sie dicht vor die Augen hielt. Da waren die Finger nur mehr zu ahnen.

Sofort wechselte ich meinen Standort. Ich hatte mir eingeprägt, wo sich ungefähr die breiten Säulen befanden. Hinter ihnen konnte ich Deckung finden.

Auf möglichst leisen Sohlen bewegte ich mich nach rechts, um zu einer Säule zu gelangen. Mit der Schulter berührte ich sie und schlich um sie herum.

Als ich die für mich günstigste Stellung gefunden hatte, ging ich in die Knie und blieb in dieser Haltung hocken. Sehr vorsichtig zog ich den Reißverschluß des Taucheranzugs nach unten. Die beiden Hälften klafften weit auf, so daß auch mein Kreuz freilag. Der Henker und sein Doge hatten in einer Zeit gelebt, die vom Christentum beherrscht wurde. Das Kreuz war schon damals eine Waffe gegen das Böse gewesen wie auch heute.

Wenn der Henker mit dämonischen Mächten in Verbindung gestanden hatte, mußte er das Kreuz einfach fürchten.

Ich wartete.

Es war ein regelrechter Nervenkrieg, der nun begann. Auch der Henker verhielt sich still. Vielleicht ahnte Turrio, daß ich eine Waffe besaß, die ihn töten konnte.

Ich faßte vorsichtig die schmale Silberkette an und streifte sie über

meinen Kopf, ebenso wie das Kreuz. Wenn der Henker direkt angriff und ich ihn hörte, wollte ich das Kreuz gegen ihn schleudern. Dann hörte ich das Kratzen.

Es war ein Geräusch, das auf meinem Rücken eine Gänsehaut hinterließ. In Bodenhöhe klang es auf, als würde etwas über den Stein schleifen. Ich mußte raten, was es war.

Die Spitze des Schwertes!

Und das Geräusch nahm an Lautstärke zu. Der Henker mußte die Augen einer Katze besitzen oder einen übersensiblen Instinkt, denn er wußte genau, wo ich hockte.

Langsam stemmte ich mich hoch. Da verstummte das Kratzen. Turrio war da!

Auch über die Stadt Venedig hatte sich die Dunkelheit gesenkt, aber es war nicht völlig finster geworden, denn an den prachtvollen Bauten und auch an den großen Kanälen brannten die Lichter in einer romantischen Pracht. Wenn Spotlights aufgestellt worden waren, dann breitete sich ihr Schein fächerförmig über das alte Mauerwerk aus und gab diesem einen Zauber, der jeden beeindruckte.

Auch jetzt, wo es kühl war, fuhren noch einige Gondeln. An ihnen hingen Laternen, die im Rhythmus der Schiffsbewegungen mitschaukelten und zuckende Lichtteppiche auf die dunkle Oberfläche des Wassers zeichneten.

Sie halten bereits den Canale Grande erreicht und eine fast höllische Fahrt hinter sich. Der Deutschen wäre es fast schlecht geworden, denn ihr Boot war oftmals wie ein langer Korken über die Wellen gehüpft. Im Canale Grande jedoch mußte Torri mit der Geschwindigkeit herunter. Er hatte den beiden Frauen erklärt, daß sie den Piazza San Marco ganz offiziell vom Canale Grande aus betreten würden.

Renate Gehrman und Jane Collins vergaßen beide ihren

eigentlichen Auftrag, als sie sich dem Ziel näherten, denn der Platz bei Nacht war etwas Besonderes, das mußte man einfach gesehen haben. Die zahlreichen alten Laternen vor dem zum Wasser hin liegenden Dogenpalast wirkten wie Grüße aus einer fernen Welt, die auf Besucher wartete. Ihr Schein breitete sich so weit aus, daß er sich auf der Wasserfläche spiegelte und die in ihn hineinfahrenden Boote wie Geisterschiffe wirkten.

Der Palast des Dogen war um diese Zeit abgeschlossen. Hinter den zahlreichen Rundbogenfenstern brannten keine Lichter. Die Besichtigungszeit war vorbei. Um den Innenhof des rechteckig angelegten Gebäudes zu erreichen, hätte man Hindernisse zur Seite räumen müssen.

In langsamer Fahrt glitten sie auf eine Anlegestelle zu, nicht weit entfernt von den vertäuten Gondeln, mit denen die Touristen an Venedigs berühmtester Stelle ihre Rundfahrten begannen.

Der Commissario fand noch eine Lücke, in die sich der Bug des Schiffes hineinschob. Wellen rollten gegen die Mole, klatschten auch vor die äußeren Bordwände und trieben den flachen Flitzer gegen die auffangenden Autoreifen.

Der Motor starb.

Torri drehte sich um, als die beiden Frauen aufstanden. »Da wären wir«, sagte er. Er stieg schon aus, nahm das Tau mit und vertäute das Boot an einem Poller.

Zuerst half er der Deutschen an Land, dann Jane. Beide Frauen schauten sich um. Sie konnten von hier aus quer über den Platz schauen, wo sich unter den Arkadengängen die zahlreichen Cafés und Lokale befanden. Sie alle waren noch gut besetzt, und auch von ihnen aus fiel der warme Lichtschein auf die Piazza.

»Es ist wunderschön«, sagte Renate leise. »Schade, daß wir eine Aufgabe zu erfüllen haben.«

»Sie können doch hierbleiben«, sagte Jane.

Torri hatte den kurzen Dialog mitbekommen. Heftig drehte er sich um und schüttelte den Kopf. »Nein, Sie gehen mit, Signorina.«

»Weshalb?« fragte Jane.

Torri lächelte. »Gehen Sie davon aus, daß ich Sie einfach bei mir wissen möchte.«

»Das finde ich aber komisch.«

»Wir sind gemeinsam gefahren und werden es auch gemeinsam beenden.«

»Das meine ich auch«, stimmte die Deutsche zu. »Außerdem ist es für mich ein Erlebnis, ihn betreten zu dürfen, auch wenn es nur der Innenhof ist.«

»Und an die Gefahren denken Sie nicht?« fragte Jane.

»Sie und der Kommissar sind bei mir. Zudem wartet noch Ihr Freund John Sinclair.«

»Falls er es geschafft hat«, schränkte Jane ein.

»Sie sind sehr mutig, Signorina«, lobte Torri die Deutsche, so daß diese einen roten Kopf bekam.

»Nein, neugierig.«

»Dann wollen wir keine Zeit verlieren.« Torri lächelte starr. Er griff in die Tasche. »Ich habe mir die entsprechenden Schlüssel besorgt, um in den Palast zu gelangen. Sie brauchen keine Sorgen zu haben. Es wird alles klappen.«

»Und wenn der Doge und sein Henker erscheinen?« fragte Jane. »Was machen wir dann?«

»Sie können sich verstecken.«

»Auf dem Innenhof?«

»Sicher. Es gibt auch dort zahlreiche Möglichkeiten, glauben Sie mir das. Ich kenne mich aus.«

Sie hatten es nicht weit bis zum Ziel. Während die Deutsche sich mehr für die außergewöhnliche Umgebung interessierte und sich an den prächtigen Fassaden des Palastes kaum sattsehen konnte, dachte

Jane über den Kommissar nach. Sie wunderte sich über ihn, daß er förmlich auf einer Begleitung bestanden hatte. Das mußte ihrer Meinung nach einen Grund haben.

Renate Gehrman stieß Jane an und riß sie somit aus ihren Gedanken.

»Schauen Sie sich nur die Südfassade des Palastes hier an der Mole an. Sie ist der älteste Teil. Der Balkon in der Mitte stammt von Pier Paolo Dalle Masegne, die Statue der Gerechtigkeit von Alessandro Vitoria.«

»Ich bewundere ja Ihre historischen Kenntnisse über meine Stadt, Signorina Renate, aber ich finde, daß wir nicht hergekommen sind, um eine historische Führung einzuleiten.«

»Entschuldigen Sie.«

»Macht nichts, wir sollten uns nur etwas beeilen.«

»Und wo werden wir den Innenhof betreten können?« erkundigte sich Jane, die mit Torri Schritt hielt.

»An der Porta della Carta.«

»Da war ich noch nie.«

»Werden Sie aber bald sein.«

Torri hatte nicht zuviel versprochen. Wenig später standen sie vor dem imposanten, gewaltigen Eingang, über dem der steinerne Löwe von San Marco thronte, das eigentliche Wahrzeichen der Stadt. Die damaligen Herrscher besaßen die Kraft eines Löwen. Sie waren ebenso mächtig wie der König der Wüste.

»Durch diese Tür gelangt man doch auch ins Innere, nicht wahr?« fragte die Deutsche nach.

Torri hielt bereits Schüssel in der Hand. »Natürlich, aber ich kenne einen Weg, der uns von dort aus zum Innenhof führt. Sie brauchen sich keine Gedanken zu machen.«

Für die beiden Frauen war es ein ungewohntes, ein erhebendes Gefühl, dieses Bauwerk zu betreten. Es brannte nur eine

Notbeleuchtung, aber sie ließ die gewaltige Pracht im Innern bereits ahnen. Die Alarmanlagen waren eingeschaltet, nur würden sie in deren Bereich nicht gelangen, wie Torri flüsternd versicherte, denn er steuerte auf eine schmale Tür zu, die so versteckt lag, daß ein Fremder sie kaum entdeckt hätte.

Diese Tür öffnete Torri ohne große Mühe. Er deckte das Schloß mit seinem Körper so gut ab, daß beide Frauen den Gegenstand nicht erkennen konnten, den er in das Schloß geschoben hatte. Der Kommissar drückte die Tür auf. »Bitte, gehen Sie.«

Beide schritten nebeneinander her. Sie betraten eine historische Stätte und spürten so etwas wie Ehrfurcht in ihrem Innern, als sie ihre Füße auf das glatte und trotz der Dunkelheit hell schimmernde Steinpflaster setzten.

Der Innenhof war menschenleer. Nach einer schmalen Treppe, die schnell überwunden war, blieben Jane und Renate stehen, um zu staunen. Besonders begeistert zeigte sich die Deutsche. Sie deutete nach vorn. »Da, sehen Sie die Kuppel. Das ist die Basilika. Ihr Turm ragt sogar über die Mauern.«

Jane erkannte den kugeligen Schatten ebenfalls, aber sie interessierte sich mehr für den Innenhof, denn sie dachte auch an John Sinclair, den sie hier treffen wollten.

Er war noch nicht da. Jedenfalls hatte er sich nicht gezeigt. Möglichkeiten, sich zu verstecken, gab es genug. Allein die dunklen Flure unter den Arkadengängen waren wie schwarze Inseln. In zwei Etagen zogen sie sich hin, und die über ihnen liegenden Fenster waren ebenfalls besondere Kunstwerke des Glaserhandwerks. Die Mauern dazwischen zeigten Fresken und Figuren. Symbolhafte Gestalten, fast ein Comic aus Stein, denn viele Kunstwerke erzählten regelrechte Geschichten.

Breite Portale, verzierte Säulen, Aufgänge zu den Seiten trakten, alles stand miteinander in Verbindung, wenn auch jetzt die Schatten

der Dunkelheit darüber lagen und die Konturen verwischten.

In der Mitte des Innenhofes standen zwei Brunnen. Sie sahen aus wie gewaltige Schalen. Man hatte sie auf Podeste gesetzt, zu denen von allen Seiten Treppenstufen hochführten.

Über dem Innenhof lag ein fast ehrfurchtvolles Schweigen. Die dicken Mauern schluckten den Lärm von der Piazza San Marco, und sie hielten auch den Wind ab, so daß sich kaum ein Lüftchen rührte. Torri ging vor. Seine Schritte wirkten in der Stille störend. Nach einigen Metern blieb er stehen und drehte sein Gesicht den wartenden Frauen zu. »Wollen Sie nicht kommen?«

»Wohin?« fragte Jane.

»Zu mir. Wir werden am Brunnen warten. Dort können wir uns auch hinsetzen.«

Dagegen hatte Renate etwas einzuwenden. »Ich würde mich am liebsten hier umschauen...«

»Nein, Sie bleiben bei mir. Wir sind nicht zum Spaß gekommen. Denken Sie an den Henker und den Dogen.«

Die Deutsche atmete tiefein. »Ist mir leid, aber ich bin so überwältigt, daß ich den eigentlichen Grund vergessen habe.«

Jane Collins hatte sich bewußt zurückgehalten. Einen besonderen Grund gab es nicht für sie. Im Prinzip hatte Torri auch recht, aber Jane gehörte zu den sehr sensiblen Personen, die stark auf ihr Inneres achteten und auf Gefühle hörten.

Ihr Gefühl sagte ihr, daß einiges nicht stimmte. Äußerlich war dem nichts anzumerken, aber Gefahren konnten überall lauern. Vor allen Dingen in den dunklen Arkadengängen, wo man kaum die Hand vor Augen sehen konnte.

Commissario Torri ging weiter. Die Frauen schauten auf seinen durchgereckten Rücken. Der Mann schien keine Furcht zu kennen. Er bewegte sich locker und sicher.

Sie folgten ihm. Mit Renate konnte Jane über ihre inneren

Befürchtungen kaum sprechen. Die Frau war von der Umgebung einfach zu sehr gefangen. Es mußte für sie das Höchste sein, sich auf so historischem Boden zu bewegen.

Torri schritt auf den ersten Brunnen zu. Drei breite Stufen führten zu dem schalenähnlichen Gefäß hoch. Er lehnte sich an die äußere Kante des Brunnens und schaute den Frauen entgegen.

»Man hat in die Brunnen schon Blumen eingepflanzt«, sagte die Deutsche.

»Dazu eignen sie sich auch eher.«

Torri nickte ihnen zu. »So«, sagte er, »jetzt bleibt uns nichts anderes übrig, als zu warten.« Er schaute auf seine Uhr. »Haben Sie mit John Sinclair eine Zeit ausgemacht?«

»Nein, das war nicht möglich. Überlegen Sie mal, John Sinclair hat einen anderen, wesentlich schwierigeren Weg genommen als wir. Er wird zumindest die doppelte Zeit gebrauchen.«

»Falls er kommt«, schränkte Torri ein.

Jane krauste die Stirn. »Wie meinen Sie das?«

Der Commissario lachte kratzig auf. »Der Doge und sein Henker sind verdammt gefährlich.«

Jane überlegte einen Moment. »Sie sprechen von den beiden, als würden sie Ihnen bekannt sein.«

»Vielleicht.«

»Dann waren Sie auch Zeuge?« fragte Renate.

Sie bekam die Antwort nicht sofort. Torri verließ seinen Platz und schritt die breiten Stufen hinab. Vor der letzten drehte er sich um. Er stand auf dem Fleck wie eine Statue, die Arme fest gegen den Körper gedrückt.

»Ja, ich war ein Zeuge. Ich habe sie gesehen, und ich bin sicher, daß sie auch kommen werden.«

»Und Sie leben?«

Über das dunkle Gesicht huschte ein kaltes Lächeln. Torri bewegte

seinen rechten Arm nach oben und ließ die beiden Frauen in die Mündung einer Pistole schauen. »Ja glauben Sie denn, der Doge und sein Henker würden ihren Befreier töten...?«

Die Worte schlangen den beiden Frauen entgegen, und Jane schloß sekundenlang die Augen, während sich Renate Gehrman nicht rühren konnte, so geschockt war sie.

Das Gefühl, dachte Jane. Verflucht noch mal, es hat dich nicht getrogen. Das war eine echte Warnung gewesen vor einer großen Falle, die Torri ihnen zusammen mit dem Dogen und dem Henker gestellt hatte. Jetzt hatte er sein wahres Gesicht gezeigt, und er würde den Frauen keine Chance lassen. Die Waffe redete eine zu deutliche Sprache.

»Überrascht, Signorina Collins?« fragte er.

Jane öffnete die Augen. »Nicht einmal. Ich ahnte, daß Sie ein falsches Spiel trieben.«

»Nur Sie, Kompliment. Selbst diesen Superintendenten habe ich täuschen können.«

»Allerdings.«

»Ich weiß über Sie ein wenig Bescheid, Signorina. Deshalb möchte ich Ihnen auch raten, keine Dummheiten zu machen oder gewisse Pläne zu schmieden. Sind Sie bewaffnet?«

»Nein!«

»Geben Sie Renate Ihre Tasche.« Jane tat es.

»Und Sie werden die Tasche öffnen, umdrehen und den Inhalt zu Boden kippen!«

Die Finger der Deutschen zitterten. Sie konnte sich noch immer nicht mit dem Gedanken anfreunden von einem Himmel in die Hölle geholt worden zu sein. Torri schaute ihr spöttisch zu, weil sie mit dem Öffnen der Tasche ihre Mühe hatte, es schließlich schaffte und die Tasche umdrehte, so daß der Inhalt herausfiel und sich vor ihren

Füßen über den Boden ergoß.

Ausweis, Taschentücher, Lippenstifte, auch John Sinclairs Papiere — seine Kleidung lag noch im Boot —, aber keine Waffe. Torri nickte zufrieden, meinte gleichzeitig: »Ich glaube, Signorina Collins, Sie haben die tatsächlichen Gefahren unterschätzt. Oder sehe ich das falsch?«

»Da könnten Sie recht haben.«

Er lachte leise. »Jetzt brauchen wir nur noch auf Giancarlo Cabrisi und Turrio zu warten. Sie werden kommen, und sie werden wahrscheinlich ein Andenken für Sie mitbringen, das Sie sich vor Ihrem Ableben anschauen können. Den Kopf Ihres Freundes John Sinclair!«

Den letzten Satz hatte er scharf und hart ausgesprochen. Renate Gehrman war geschockt. Sie preßte ihre Hand auf den Mund und riß die Augen weit auf.

»Angst?« fragte Torri.

Die Deutsche nickte.

»Ja, jeder hat Angst. Das ist auch gut so. Und Sinclair wird es nicht mehr geben.«

Janes Detektivgespür erwachte. »Warum dies alles? Wie kommen Sie dazu, mit diesen Wesen zu paktieren?«

»Weil ich sie liebe.«

»Sagen Sie nur!«

»ja, denken Sie nach. Überlegen Sie mal, wie ich heiße. Torri. Und jetzt erinnern Sie sich an den Namen des Henkers. Turrio. Lesen Sie daraus nicht eine gewisse Verwandtschaft?«

»Kaum.«

»Dann will ich es Ihnen sagen. Ich bin einer der Nachkommen des Henkers Turrio. Ich kam darauf, weil ich Ahnenforschung betrieb. In Venedig ist noch vieles erhalten geblieben. Durch meinen Beruf bin ich in die Archive gekommen, die anderen Menschen normalerweise

verschlossen bleiben. Und dort habe ich geforscht, nicht nur dienstlich, auch privat. Da bin ich auf den Namen des Henkers gestoßen und begann, mich mit seiner Person zu beschäftigen. Der Henker faszinierte mich. Ich wurde zu einem anderen. Während ich seinen Lebenslauf in mich einsaugte, stellte ich fest, daß in mir eine Veränderung vorging, die ich nicht als negativ bezeichnen möchte. Mir machte es plötzlich Spaß, es bereitete mir eine Genugtuung, zu wissen, von wem ich abstamme. Ich forschte weiter und erhielt Informationen über den Tod des Henkers und seines Dogen. Ich bekam einen Haß auf die Menschen, als ich erfuhr, daß Turrio sein Leben in den Bleikammern ausgehaucht hatte.«

»Er hatte nichts anderes verdient!« sagte Jane.

»Doch, das hatte er. Denn er war etwas Besonderes, hören Sie!« Torri kam einen Schritt vor. »Er war etwas Besonderes, das weiß ich genau, denn er hatte, zusammen mit seinem Dogen, die Kräfte der Schwarzen Magie beschworen, und die lassen ihre Diener niemals im Stich. Jeder, der von ihm getötet wurde, war wieder eine Seele für den Teufel. Der mußte Dankbarkeit zeigen.«

»Wie sollte er das?« fragte Jane.

»Indem er sie überleben ließ.« Torri lachte laut. »Man hat sie in die Bleikammern gesteckt, in der Hoffnung, daß es ihnen so ergeht wie den anderen Gefangenen. Es war ein Irrtum. Der Teufel gab ihnen die Kraft zu überleben, obwohl sie sich veränderten. Sie waren nicht tot, sie warteten nur auf die Befreiung.«

»Und das taten Sie.«

»Si, Signorina Collins, ich.«

Jane schüttelte den Kopf. »Ich kann Ihnen nicht ganz folgen. Soviel mir bekannt ist, sind die Bleikammern im achtzehnten Jahrhundert zerstört worden.«

»Ja, das stimmt. Aber nicht alle Räume wurden vernichtet. Es gibt welche, die sind heute noch vorhanden. Sie lagen unter dem Schutt

begraben. Man konnte sie nur vom Wasser aus erreichen. Ich habe einen Weg gefunden. Es hat fast ein Jahr gedauert, aber ich schaffte es, und ich räumte ihnen auch einen weiteren Weg frei, damit sie aus ihrem Versteck wieder an die Oberwelt treten konnten. Ich habe dem Dogen die Chance gegeben, den Palast wieder zu beherrschen. Schon bald wird hier das Grauen einkehren. Lassen Sie mal den Sommer kommen, wenn sich die Touristenströme über den Palast ergießen. Da wird ihr Blut fließen, und es wird einsickern in den Boden. Der Doge ist da...«

»Weshalb hat er gemordet?«

»Das war der Henker!«

»Dann er.«

»Weil ich es so wollte. Ich mußte einen Grund haben, Sinclair herzulocken. Obwohl er hier nicht lebt, wäre er erschienen, denn die Morde hätten sich herumgesprochen. Ich aber will ihn schon vorher ausschalten, und das ist mir in einer geheim gehaltenen Aktion gelungen. Morgen früh werde ich mit Sir James Powell telefonieren und ihn bitten, zwei Köpfe und zwei Körper abholen zu lassen, damit Sie beide ein Begräbnis in der Heimat bekommen. Mehr kann ich nicht für Sie tun«, erklärte er voller Zynismus. Dann wandte er sich an die Deutsche. »Ihnen wird es ebenso ergehen. Aber Sie werden Ihr Grab in der Stadt finden, die sie so lieben. Die Kanäle haben viel geschluckt...«

Renate sagte nichts. Die unvorstellbaren Erklärungen des Polizisten hatten ihr die Stimme geraubt.

Aber Jane wollte nicht aufgeben. Sie kannte Situationen wie diese und war auch aus ihnen herausgekommen. »Noch haben Sie nicht gewonnen. Erst wenn ich mit eigenen Augen John Sinclairs Leiche gesehen habe, glaube ich Ihnen.«

»Das kann nicht mehr lange dauern. Turrio beschäftigt sich bereits mit ihm.«

»Und wo steckt der Doge?«

»Er beobachtet uns. Unter den Arkaden gibt es genügend Verstecke.«

»Trägt er noch immer seine Maske?«

»Ja, er muß sie tragen. Seine Feinde haben ihn gezeichnet. Das Gesicht sieht furchtbar aus. Aber das Gold war es, das sein Leben bestimmte. Es gab ihm die Macht und den Reichtum. Aus diesem Grunde trägt er die Maske aus Gold.«

Renate Gehrmanns Arme sanken nach unten. Gleichzeitig schüttelte sie den Kopf. »Ich... ich kann das einfach nicht glauben«, flüsterte sie. »So etwas ist Horror, das ist...«

»Sie haben die beiden doch gesehen.«

»Ja, das stimmt...«

Sie schwieg, weil der Commissario den rechten Arm in die Höhe gestreckt hatte. Sein Gesicht bekam einen anderen Glanz, das war selbst in der Dunkelheit zu erkennen. »Er ist da!« flüsterte er. »Ja, der Doge ist gekommen.«

»Wo denn?« Renates Stimme klirrte vor Angst.

Torri drehte sich etwas zur Seite. Der Waffenlauf wies nicht mehr direkt auf die beiden Frauen. »Unter den Arkaden«, flüsterte er. »Dort steht er. Schauen Sie hin.«

Die Frauen kamen der Aufforderung nach. Beide entdeckten tatsächlich den goldenen, etwas blassen Schein in der drückenden Finsternis zwischen den Säulen.

Da stand er!

»Seht ihr ihn?« fragte Torri. »Er wird gleich kommen und euch anschauen. Er hat schöne Frauen immer geliebt, auch wenn er sie anschließend in den Tod schickte. Nichts hat sich bei ihm verändert, gar nichts. Auch ihr werdet dieses Schicksal erleiden.«

Renate Gehrmann, die innerlich Schlimmes durchmachte, wollte den unheimlichen Dogen trotzdem sehen und folgte der Blickrichtung

des Polizisten.

Jane Collins sah die Sache anders. Wenn sie noch eine Chance hatten, dann jetzt.

Auch Torri schaute in Richtung des Dogen. Er wollte sich schnell wieder umdrehen, weil ihm bewußt wurde, daß die Mündung ins Leere zeigte. Da sprang Jane Collins auf ihn zu!

Ich wartete auf den Henker!

Dabei wußte ich genau, daß er in meiner unmittelbaren Nähe lauerte, sich aber nicht zeigte und sich auch nicht durch ein Geräusch verriet. Ich hockte am Boden. Den Mund hielt ich halb geöffnet. Leider mußte ich atmen und tat dies so flach wie möglich.

Die Finsternis umklammerte mich wie eine undurchdringliche Wolke. Nichts konnte ich sehen. Ich fühlte mich umklammert und gleichzeitig erdrückt von dieser schwarzen, geballten Macht. Ohne daß ich es verhindern konnte, schlug mein Herz schneller. In der Stille empfand ich die Schläge als viel zu laut. Ich bekam Angst, daß sie von meinem Gegner gehört werden konnten. Wenn doch nur einmal das Kratzen aufgeklungen wäre, hätte ich mehr gewußt, aber die Stille hielt an.

Ich dachte darüber nach, wo ich Turrio zuletzt gesehen hatte. Das war nahe der Säule gewesen. Seitdem hatte er sich nicht mehr bewegt. Ich ging davon aus, daß nur mehr die Säule sich zwischen ihm und mir befand.

Auf einen zu langen Nervenkrieg wollte ich mich nicht einlassen. Wer nichts riskierte, der brachte auch nichts, also übernahm ich die Initiative. Vorsichtig ging ich zu Boden.

Völlig geräuschlos schaffte ich dies nicht, der verdammte Taucheranzug schabte über den Boden. Eine Sekunde später rollte ich mich bereits mehrmals um meine eigene Achse und knipste gleichzeitig die Lampe an.

Den Strahl richtete ich gegen die Säule, wo der Henker einfach stehen mußte. Ich traf ihn.

Erschrecken konnte ich ihn wohl nicht, er hatte sein Schwert bereits erhoben und wälzte vor.

Aus der liegenden Stellung heraus hechtete ich nach rechts weg, der Hieb verfehlte mich, ich drehte mich und schleuderte der verfluchten Gestalt mein Kreuz entgegen.

Eigentlich konnte ich nicht vorbeierwerfen. Daß ich trotzdem nicht richtig traf, war vielleicht Schicksal, Pech oder Fügung. Die schmale Silberkette faltete sich regelrecht beim Wurf auf und rutschte wie die Schlinge eines Lassos über die Schwertklinge.

Der Henker bewegte sein Schwert gleichzeitig. Ich vernahm ein Kratzen, wie die Silberkette an der Seite herabrutschte und von den beiden Griffstützen aufgehalten wurde, ohne daß mein Kreuz den Henker überhaupt berührte. Dennoch stand er still.

Er starrte auf das Kreuz, ging zurück, wobei er sein Maul öffnete und furchtbare Laute ausstieß, denn gleichzeitig nahm die Schwertklinge eine andere Färbung an.

Turrio hatte sie in alter Zeit dem Bösen geweiht. Diese schwarzmagische Weihe war auch jetzt nicht verschwunden. Er mußte die Folgen davon tragen.

Seine Waffe verbrannte!

Ein dunkelroter Schein leuchtete den Keller aus, der sich immer weiter von mir entfernte, da sich der Henker mit gewaltigen Sprüngen zurückzog.

Sein Ziel war die Treppe!

Ich jagte ihm nach, hatte leider zuviel Zeit verloren, so daß ich ihn vor der Treppe nicht mehr einholte.

Turrio war genau zu erkennen, weil er vom roten Licht des magisch brennenden Schwertes begleitet und angestrahlt wurde. Als er etwa die Treppenmitte erreicht hatte, drehte er sich plötzlich um. Seine

Bewegungen sahen so aus, als wollte er mir entgegenstürzen, aber er tat etwas anderes.

Der Henker schleuderte seine glühende Mordwaffe auf mich zu!

Er besaß eine immense Kraft und hatte sie auch für diesen Wurf eingesetzt. Eine glühende Lanze raste in einer schrägen Linie auf mich zu und hätte mich aufgespießt, wenn ich nicht ebenso schnell reagiert hätte.

Ich ließ mich in die Knie fallen!

Einfach so, als hätte man mir die Beine unter dem Körper weggezogen. Die Waffe wischte über meinen Kopf hinweg, den Luftzug spürte ich an den Haaren. Einige Meter hinter mir prallte sie zu Boden. Ich hörte das klirrende Geräusch, schraubte mich aus der Hocke hoch, sah die Flucht des Henkers und lief dorthin, wo das Schwert zu Boden geprallt war, weil ich ohne Kreuz die Verfolgung nicht aufnehmen wollte. Es hing mit der Kette am Griff. Das Kreuz selbst lag auf dem Boden. Mich drängte die Zeit. Ich schaute mir aber die Klinge an und sah zu, wie sie verbrannte.

Sie wurde weich und dehnbar wie Gummi. Ich hob sie an, bewegte sie und bekam mit, wie sie sich krümmte, als wäre sie ein Wurm. Damit konnte man nichts mehr anfangen.

War der Henker jetzt waffenlos?

Ich hoffte es stark, weil ich keine zweite Waffe an ihm entdeckt hatte. Aber ihm war die Flucht gelungen, und der Dogenpalast besaß gewaltige Ausmaße. In den prunkvollen Gemächern und Räumen konnte man sich leicht verirren.

Turrio würde sie kennen und Cabrisi auch, denn beide hatten hier gelebt. Ich hängte mir die Kette wieder um. Sie hatte sich nicht erwähnt. Dann lief ich mit lockeren Schritten die breiten Treppenstufen hoch, ließ sie hinter mir zurück und stand schon bald vor einer großen Tür, die in einen düsteren Saal führte, der mir weit und leer vorkam. Sicherheitshalber leuchtete ich mit der Lampe

hinein. Über glänzenden Parkettboden glitt der Strahl, auf dem die Füße des Henkers ihre rauen Spuren hinterlassen hatten.

An den Wänden verzierten Holzvertäfelungen von unvorstellbarer Kostbarkeit das Innere. Ein Deckengemälde in gedeckten Farben ließ mich staunen und fast meinen Job vergessen.

Turrio hatte den Saal durchquert. Ich brauchte nur mehr seinen Spuren zu folgen.

Kenner des Dogenpalastes wissen, daß die großen Säle und Räume verschiedene Namen haben. Mir waren namentlich nur wenige bekannt. Ich wußte wohl von einem Salotto Quadrato, dem quadratischen Saal, der eine von Tintoretto bemalte Holzdecke mit der Darstellung des Dogen Priuli besitzt, der von der Gerechtigkeit die Waage erhält. Andere Säle zierten Werke von Tizian oder Bassano.

Alles ungemein wertvoll, nicht mehr bezahlbar, Kunsthistorie ersten Ranges.

Der Palast beherbergte auch verschwiegene Räume sowie kleine Kirchen und Kapellen.

Ich hoffte nur, daß der Henker in seiner Wut und in seinem Haß nichts zerstörte.

Mit dem schräg gehaltenen Lampenstrahl folgte ich seinen Spuren. Sie führten mich zu einer weiteren Tyr, durch die ich in einen breiten Gang gelangte.

Er lief als eine Art von Galerie weiter, denn mein Blick fiel über ein kostbares Geländer hinweg in die Tiefe, wo sich der Lampenstrahl auf einem mit Figuren verzierten Marmorboden verlor.

War er dort?

Ich blieb in der Mitte der Galerie stehen und schwenkte meine rechte Hand. Etwa in gleicher Höhe, aber auf der gegenüberliegenden Seite, zeichneten sich bemalte Fenster innerhalb des Mauerwerks ab. Auch dort lief eine Galerie entlang, die über

und um den unter mir liegenden Saal ein Rechteck bildete, so daß ich sie nicht zu verlassen brauchte, wenn ich auf die andere Seite wollte.

Genau diesen Weg konnte Turrio auch benutzt haben. Ich lief diesmal sehr schnell weiter, passierte hin und wieder an der rechten Seite geschlossene Türen und spürte plötzlich, als ich mich schon auf der anderen Breitseite der Galerie befand, den kühleren Luftzug, der geisterhaft durch mein Gesicht strich.

Ich blieb sofort stehen!

Noch konnte ich nicht herausfinden, woher der Luftzug kam. Ich hatte die Lampe ausgeschaltet, atmete nur mehr sehr flach und konzentrierte mich ganz auf mein Umfeld.

Es gibt Dinge, die kann man ertasten, erahnen oder erfühlen. Da mir der Luftzug ins Gesicht wehte, konnte er nur von vorn kommen. Und dort befanden sich die Fenster.

Von meiner Position aus konnte ich nicht erkennen, ob der Henker eines geöffnet hatte. Vielleicht waren sie auch nicht zu öffnen, bei den kostbaren Scheiben wäre es immer ein Risiko gewesen. Ich bewegte mich nun vorsichtiger weiter, setzte die Schritte so leise wie möglich und merkte, daß der Luftzug stärker wurde und die Kühle dabei zunahm.

Der Henker hatte tatsächlich eines der alten Fenster geöffnet, um nach draußen zu klettern. Nicht weit entfernt stand eines spaltbreit offen. Ich brauchte es nur mehr völlig aufzudrücken, um hinausklettern zu können. Neben dem Fenster blieb ich stehen, peilte durch die Öffnung und sah nicht in die Tiefe, sondern ebenfalls auf eine außen am Palast entlanglaufende Galerie, unter der sich die Dunkelheit ballte. Wahrscheinlich konnte ich von dort auch auf den Innenhof gelangen. Und genau dort hatte ich mich mit Jane Collins verabredet. Bestimmt war sie schon eingetroffen und der Commissario ebenfalls. Wo steckte der Henker?

Ich war sehr angespannt, als ich das Fenster so weit öffnete, um

hinausklettern zu können. Wieder berührte mich die kühle Nachtluft und ließ mich frösteln.

Von der äußeren Fensterbank mußte ich auf die Galerie springen. Die Distanz für einen Schritt war einfach zu groß.

Federnd kam ich auf. Leider nicht ohne Geräusche, denn ein Steinboden ist kein Teppich.

Mein Blick fiel nach vorn, über die Steinbrüstung hinweg und in den Innenhof, wo ich leise Stimmen zu vernehmen glaubte. Um besser hören und sehen zu können, mußte ich bis dicht an die Brüstung heran und blieb dort abwartend stehen.

Von Fotos kannte ich den Hof des Dogenpalastes, nur zeigten Aufnahmen nie die korrekte Größe. Sie verkleinerten meist. Auch wenn ein Weitwinkelobjektiv benutzt wurde, konnte man nie die volle Größe auf das Bild bekommen.

Ich bekam den Eindruck, in ein düsteres Meer zu schauen. Die gegenüberliegende Fassade hob sich nur schwach aus der Dunkelheit ab. Der darüberliegende Himmel zeigte einen leicht rötlichen Schein. Lichtreflexe vom Markusplatz fingen sich dort. Der Boden des Hofes verschwamm in der Dunkelheit. Personen sah ich dort nicht, vernahm aber sehr schwach klingende Stimmen.

Eine gehörte einer Frau.

Ich mußte mich schon sehr täuschen, wenn das nicht Jane Collins war. Ein Mann antwortete ihr. Trotz der Entfernung hörte ich heraus, daß er nicht eben freundlich mit ihr redete.

Trotzdem war der Sprecher Commissario Torri. Da schien etwas nicht in Ordnung zu sein.

Mißtrauen keimte in mir hoch, so daß ich meinen ersten Plan, mich bemerkbar zu machen, fallenließ. Als unentdeckter Zuhörer fühlte ich mich wesentlich besser.

Zwar war der Innenhof so angelegt, daß seine Fassaden Echos produzierten, aber man mußte eben lauter sprechen, um so etwas

erzeugen zu können. Es herrschte eine zu große Weite. Bei einem normalen Dialog verloren sich die Worte.

An das herrschende Restlicht hatten sich meine Augen einigermaßen gewöhnt. Hell und Dunkel waren gut zu unterscheiden. Ebenso wie die wuchtigen Gegenstände, die sich vom helleren Untergrund abhoben. Ich konnte nicht genau erkennen, worum es sich bei ihnen handelte. Das konnten Figuren, aber auch Brunnen sein.

Und Torri redete weiter.

Sein Tonfall war schärfer geworden, das Mißtrauen wuchs in mir. Einmal glaubte ich, das Wort Doge zu verstehen.

Dann sah ich die dritte Person.

Wieso drei?

Mir fiel die deutsche Frau ein. Sollte Jane sie tatsächlich mitgenommen haben? Wenn ja, weshalb hatte sie das getan? Sie brachte die Person nur in Lebensgefahr.

Mich nahm die Szene, obwohl ich sie nicht genau erkennen konnte, stark mit. Den eigentlichen Grund meines Hierseins - die Jagd nach dem Henker - hatte ich verdrängt.

Doch die Ereignisse überraschten mich.

Zunächst war es das Geräusch hinter mir, das ich viel zu spät wahrnahm, denn noch in dergleichen Sekunde umklammerten mich die beiden Bleiarme des Henkers derart, daß ich meine eigenen nicht bewegen konnte und auch nicht an das Kreuz herankam. In der Tiefe des Hofes aber fiel ein Schuß, in den sich ein lauter Frauenschrei mischte...

Jane Collins hatte alles auf eine Karte setzen müssen. Sie gehörte wahrlich nicht zu den verzuckerten Modepüppchen. Jane war eine Frau, die mitten im Leben stand, die es zudem gelernt hatte, sich zu wehren und ihre Kenntnisse einzusetzen.

Aber auch für sie war es gefährlich, eine Person anzuspringen, die

eine geladene Waffe in der Hand trug.

Und Torri war ein Profi.

Instinkt, Zufall, Intuition - bei ihm kamen wohl die drei Dinge zusammen. Er bemerkte, was sich schräg hinter ihm abspielte. Er kreiselte herum, als sich Jane noch im Sprung befand.

Fast hätte sie es geschafft, ihm die Waffe aus der Hand zu schlagen, doch Torri ging einen halben Schritt zurück und drückte eiskalt ab. Jane schrie, sah die Mündungsflamme dicht vor ihrem Gesicht aufblühen. Sie bekam im Bruchteil einer Sekunde eine furchtbare Angst, daß dieses Geschoß ihre Stirn durchschlagen könnte, und sie spürte auch den harten Schlag, dem das Brennen folgte.

Jedoch an der linken Schulter. Sie hatte, als der Commissario abdrückte, ihn geschubst, so daß er den Schuß verriß. Den Fluch des Mannes hörte sie, als sie zu Boden fiel, sich an Torri festklammern wollte, doch ihre Arme waren plötzlich zu kurz. Sie griff ins Leere. Zudem trat der Italiener noch zu und erwischte mit einem Absatz ihren Unterarm. In der linken Schulter wühlte das Brennen. Zumindest hatte sie einen Streifschuß abbekommen, wenn nicht mehr, aber Jane Collins riß sich zusammen.

Sie kam wieder hoch.

Ein klatschender Schlag erwischte sie an der rechten Wange. Torri wurde gemein.

Ihr Kopf flog zur Seite, sie hörte Renate Gehrmanns Schrei, die nicht eingriff, denn Torri hätte auch sie noch fertiggemacht. So kümmerte er sich um Jane.

Der nächste Treffer, mehr Stoß als Schlag, schleuderte sie auf den Rücken. Trotzdem wollte sich die Detektivin noch abrollen, aber da war der Fuß und sofort danach das Knie, das Torri auf ihren Körper preßte und sie so am Boden drückte. Gleichzeitig schob sich ein Schatten auf ihr Gesicht zu, der ein warmes Ende besaß, die Mündung einer Pistole. Torri drückte sie gegen Janes Wange!

»Und jetzt rühr dich nicht, verdammte Hexe. Nichts wirst du machen, gar nichts. Wenn du einmal nur falsch mit den Wimpern zuckst, jage ich dir die Kugel durch den Kopf.«

»Torri, Sie sind...«

»Halt dein Maul!«

Jane schwieg. Es war besser. Sie fühlte sich zudem fertig, ausgelaugt. Die Schläge konnte sie nicht so einfach wegstecken. So blieb sie schweratmend auf dem kalten Steinboden liegen, schielte an Torri vorbei, ohne allerdings viel sehen zu können.

Sie entdeckte nur Renate Gehrman. Die Deutsche stand unbeweglich auf der breiten Treppenstufe und wagte nicht, sich zu rühren. Ihr Blick war in die Richtung geglitten, aus der Jane Collins schlurfende Schritte vernahm.

Da kam jemand, und das konnte nur Giancarlo Cabrasi, der untote Doge sein!

Torri nahm die Waffenmündung zurück. »Bene, Signorina, jetzt wirst du aufstehen und den Dogen begrüßen, so wie es sich für ihn gehört. Aber keine Dummheiten!«

Er trat einen halben Schritt zurück, um die Detektivin zu beobachten, die diese harten Schläge noch immer nicht überwunden hatte und mit viel Mühe hochkam.

Jane hatte das Gefühl, als hätte man sie in eine Mühle gesteckt. Als sie endlich stand, begann vor ihren Augen die Welt zu kreisen. Der Commissario trat dicht an sie heran. »Reiß dich zusammen.« Er packte sie an der Schulter und drehte sie so, daß sie dem Dogen entgegenschaun mußte, ob sie wollte oder nicht.

Den Henker hatte sie schon gesehen, aber jetzt kam zum erstenmal sein Chef auf sie zu.

Giancarlo Cabrasi war eine unheimliche Gestalt. Ein Wesen, das einem Angst und Schrecken einjagen konnte, auch in dieser Dunkelheit. Vielleicht lag es an seiner goldenen Maske, die das

Gesicht bedeckte und einen fahlen Schimmer abgab. Die übrige Gestalt war dunkel wie der Untergrund, über den er schritt und seine Beine dabei schlurfend bewegte, denn die Füße schleiften über den Boden.

Jane maß die Größe der Gestalt mit den Blicken ab. Man sprach oft davon, daß die Menschen früher kleiner gewesen waren. Das traf bei dem Dogen nicht zu.

Er war hochgewachsen, ziemlich schlank. Auf seinem Kopf und über der Maske lag das pechschwarze Haar wie angeklebt. Die Maske war so gefertigt, daß sie die Augen und den Mund freiließ. Jane fielen dabei wulstige Lippen auf.

Die untere Hälfte der Nase konnte sie auch erkennen, weil die Maske nur den oberen Teil umschloß.

Eine halbe Körperlänge vor Jane Collins blieb der Doge stehen. Er trug ein einfaches Kleidungsstück von dunkler Farbe, das in der Mitte von einem schlichten Gürtel gerafft wurde.

Vergeblich versuchte Jane, die Farbe seiner Augen zu erkennen. In der Dunkelheit war ihr das leider nicht möglich, aber sie spürte die Erregung ihres Bewachers, denn sein Zittern übertrug sich auch auf die Waffe, deren Mündung Janes Hals berührte.

»Das ist sie!« sagte er. »Das ist dein Opfer, König über Venedig. Nimm es hin!«

Der Doge rührte sich nicht. Seine Blicke tasteten Jane ab. Cabrisi stank nach Blei und nach Abfall, der sich in den Kanälen gesammelt hatte.

In diesen Augenblicken dachte sie auch an John Sinclair, mit dem sie verabredet gewesen war. John hatte sich noch nicht blicken lassen. Wahrscheinlich war der Henker doch stärker gewesen. Zumindest hatte er Johns Ankunft verzögern können.

Doge und Henker gehörten zusammen. Weshalb zeigte sich Turrio nicht? Wollte er dem Dogen die Hauptarbeit überlassen? Tötet

Giancarlo Cabrisi jetzt auch?

Jane hatte sich an den Mündungsdruck gewöhnt. Über den Lauf hinweg fuhr ihr der warme Atem des Commissarios ins Gesicht. Immer wenn er ausatmete, vernahm sie ein leichtes Pfeifen. Auch er stand unter einem seelischen Streß.

»Dein Opfer, o mächtiger Doge!« wiederholte er fast seine Worte.

»Nimm es endlich!«

Der Doge bewegte sich. Er winkelte seinen rechten Arm an und schob die Hand unter das Oberteil seines Umhangs. Für einen Moment verweilte die Hand in dieser Haltung, und als er sie wieder hervorzog, erschrak Jane zutiefst.

Cabrisi hatte einen Dolch hervorgeholt!

Eine goldene Waffe, die zu ihm paßte. Der Griff war ein stilisierter Löwenkopf. Hinter ihm begann eine relativ breite Klinge, die sich zum Ende hin verjüngte und eine sehr schmale Spitze besaß. Der Dolch des Dogen, ein Instrument der Macht, das er rücksichtslos einsetzen würde.

Sie hörte Torri lachen. »Siehst du die Waffe, kleine Signorina?« fragte er. »Siehst du sie? Sie wird dich vom Leben in den Tod befördern, das kann ich dir versichern. Nicht der Henker schlägt dir den Schädel ab, der Doge übernimmt es selbst.«

Jane wuchs bei der Antwort über sich selbst hinaus. »Ja«, sagte sie, »weil der Henker es nicht schafft. Er ist nicht gekommen. Wahrscheinlich hat ihn John Sinclair fertiggemacht. Sinclair ist stärker gewesen als dieser widerliche Dämon.«

»Wie kannst du das behaupten? Jetzt, kurz vor deinem Tod!«

»Ich hatte ihn einfach erwartet, aber er kam nicht. Anscheinend geht deine Rechnung nicht auf.«

»Spielt es denn eine Rolle, wer dich tötet?«

»Für dich mehr als für mich.«

»Nein, bestimmt nicht.«

Giancarlo Cabrisi, der untote Doge, hatte dem Dialog der beiden zugehört. Erst als Torri schwieg, bewegte er seinen rechten Arm sehr langsam nach vorn, so daß sich der Dolch dem Gesicht der Detektivin nähern konnte, dann etwas gesenkt wurde und eine andere Richtung einnahm.

Jetzt zielte er auf ihr Herz...

Jane atmete nicht mehr. Ein Stoß des Dogen nur, und sie würde sterben. Da berührte sie die Spitze. Direkt unter ihrer linken Brust drückte Cabrisi die Waffe gegen den Körper der Frau. Und dort schlug ihr Herz. Torri hatte genau zugeschaut. »Bald«, flüsterte er, »wird es aufhören zu schlagen...«

»Neiiiiinnn!« Es war ein wilder Ruf, den Renate Gehrman ausstieß. Bisher hatte sie nur zugeschaut und versucht, das Entsetzliche zu begreifen. Sie war vor Schreck stumm gewesen, doch als sie sah, wie der Dolch gegen Janes Brust gedrückt wurde, konnte sie nicht mehr. Sie hielt es auf der Stufe nicht mehr aus, sprang hinunter und wirkte so, als wollte sie den Dogen angreifen. Das sah auch Torri — er handelte, nahm die Waffe von Janes Kopf, drehte den Lauf nach links und schoß. Jane konnte nichts tun, der Dolch hielt sie in Schach. Wieder sah sie das blasse Mündungsfeuer, als Torri an ihr vorbeischoß und sein Ziel nicht verfehlte.

Wo die Kugel Renate Gehrman traf, sah Jane nicht. Die Frau stoppte ihren Lauf, sie warf beide Arme hoch, als befände sich über ihr ein Rettungsanker, doch sie griff ins Leere, stolperte, lief noch einen Schritt vor und drehte sich nach rechts, wobei sie schon zu Boden fiel und auf der Seite liegenblieb. War sie tot?

Jane schielte an der Schulter des Dogen vorbei auf den bewegungslosen Körper. Das Blut war in ihr Gesicht gestiegen. Sie ekelte sich vor dieser Brutalität des Mannes, der sich als Kommissar ausgab, und sie mußte einfach etwas sagen. Jane konnte die Worte nicht mehr schlucken und für sich behalten.

»Torri, Sie sind ein Schwein. Sie sind eine menschliche Bestie! Sie haben vor meinen Augen...«

»Halt den Mund! Sie wollte es nicht anders. Wer sich meinen Befehlen widersetzt, bekommt die Quittung. Sie hat sie bekommen, und es tut mir auch nicht leid!«

»Das kann ich mir vorstellen. Sie gehen über Leichen.«

»Sicher!« Er drehte seine Hand wieder und preßte die Mündung gegen Janes Wange. »Jetzt bist du an der Reihe. Du kommst hier nicht mehr raus. Vor dir der Dolch, neben dir der Revolver. Es ist aus, Signorina Collins. Endgültig!«

In den Augen des Dogen glaubte Jane einen anderen Ausdruck zu lesen. Sie wußte nicht genau, wie sie ihn einordnen sollte, es war einfach zu dunkel.

Schrecken, Wissen, oder war es etwas ganz anderes?

Noch rührte sich Cabrissi nicht, und dagegen wollte Torri etwas tun. Er gab den Befehl.

»Stoß zu!« verlangte er. »Bring sie um — jetzt!«

Die Arme des Henkers glichen den Backen eines Schraubstocks. Was er mit dem Schwert nicht geschafft hatte, würde er durch seine Körperkräfte vollenden.

Der würde mich zerquetschen, ohne daß ich etwas dagegen unternehmen konnte.

Er war stark wie ein Bär. Ich hatte den Eindruck, als wollte er meine Arme in den Körper hineindrücken und bekam keine Chance, mich zu wehren. Der Kampf spielte sich unter den Arkaden ab, die in völliger Finsternis lagen. Ich bekam auch nicht mit, was auf dem Innenhof geschah, in diesen Momenten hatte ich nur mit mir selbst zu tun.

Ich versuchte, einen Gegendruck aufzubauen. Es hatte keinen Sinn. Die Bleiarme gaben um keinen Millimeter nach. Was Turrio einmal hatte, ließ er nicht aus seinen Klauen.

Es gibt Situationen, wo man sich schlimme Dinge ausmalt. Das war jetzt bei mir der Fall. Als er seinen Druck noch weiter verstärkte, glaubte ich schon, das Knacken oder Brechen meiner Rippen zu spüren. Zudem bekam ich Schwierigkeiten mit der Atmung, weil auch mein Brustkasten zusammengepreßt wurde und der verdammte Henker seinen Druck noch mehr verstärkte und mich dabei drehte, so daß ich nicht mehr über die Brüstung hinweg in den Innenhof schauen konnte.

Er wuchtete mich herum und schleuderte mich, ohne loszulassen, gegen die Wand zwischen zwei Fenstern.

Mit der Stirn prallte ich gegen das Gestein. Flaut platzte und schrammte auf, so daß Blut aus der Wunde sickerte und in Richtung Augenbrauen rann.

Mit den Armen erreichte ich nichts, also versuchte ich es mit den Beinen. Die konnte ich noch bewegen.

Zuerst hob ich den rechten Fuß an und ramnte ihn nach unten. Mein Ziel war der Fuß des Henkers, den ich auch traf, aber damit nichts erreichte. Turrio war kein Mensch, er verspürte keine Schmerzen mehr und begann damit, mir seine Macht zu demonstrieren, als er mich spielerisch leicht anhub und mich dann wie eine Puppe zu Boden warf. Schmerzen explodierten in meinem Körper.

Ich hatte den Mund weit aufgerissen, bekam aber trotzdem keine Luft, denn ich war total verkrampft.

Wie sollte ich je wieder aus dieser verfluchten Lage herauskommen?

Die Chancen sanken dem Nullpunkt entgegen.

Mein Kreuz?

Es war in den Ausschnitt des Taucheranzugs gerutscht. Nicht einmal anfassen konnte ich es. Aber aktivieren.

Wenn ich die Formel rief, reagierte es. Das war wirklich meine letzte Möglichkeit. Noch konnte ich sprechen, in wenigen Sekunden

würde ich auch dafür zu matt sein.

Daß noch ein Schuß fiel, nahm ich nur mehr am Rande war. Darum durfte ich mich nicht kümmern. In meinem Kopf rauschte das Blut. Der Schädel schien den doppelten Umfang angenommen zu haben, und das schmerzhaft Tuckern breitete sich ebenfalls hinter der Stirn aus. Ich sprach.

Flüsternd und rauh kamen die Worte über meine Lippen, aber es waren die entscheidenden.

»Terra pestem teneto — Salus hic maneto!«

Das genau war der Text, und mein Kreuz ließ mich dabei nicht im Stich. Es handelte an meiner Stelle.

Ich hörte den Henker schreien!

Es war vielleicht kein lauter Ruf, aber dicht an meinem Ohr abgegeben, deshalb kam er mir so schreiend vor. Der Henker hielt mich trotzdem fest, aber mit ihm ging eine Veränderung vor. Er begann zu zittern, und genau dieses Zittern übertrug sich auch auf mich, während wir gleichzeitig von einer Lichtaura eingehüllt wurden, die das Kreuz abgegeben hatte.

Es war ein fahles und gleichzeitig strahlendes Licht. Mir gab es Hoffnung, Turrio bereitete es große Probleme.

Noch hielt er mich fest, doch ich merkte, daß er mit mir seine Mühen hatte.

Sein Schrei wollte nicht abbrechen, das Zittern klang ab, dafür stampfte er mit beiden Füßen gleichzeitig auf, während sich sein Griff allmählich lockerte.

Ich bekam etwas mehr Bewegungsfreiheit und holte zunächst einmal tief Luft.

Lunge und Rippen schmerzten, aber es ging mir wieder besser. Ich konnte mich sogar bewegen, da mich der Henker jetzt losließ und ich den rechten Ellbogen nach hinten stieß.

Ich traf ihn und schrie gleichzeitig auf.

Sein Körper war hart wie Stein, ich hatte vergessen, daß es sich bei ihm um eine Bleigestalt handelte.

Mit einem Sprung nach vorn entwischte ich ihm, drehte mich um und hätte ihn jetzt direkt angreifen können, aber ich war zu schwach. Mit zwei Schritten taumelte ich nach hinten und berührte die Brüstung, wo ich zunächst einmal stehenblieb, wieder Luft holte und dabei den Henker nicht aus den Augen ließ.

Turrio hatte es hart getroffen!

Die Magie des Kreuzes war in seine Gestalt gedrungen und bereitete ihm Schwierigkeiten. Er bewegte sich auf der Galerie und unter den Arkadenbögen wie eine Puppe hin und her. Sein Gesicht war aufgedunsen. Aus den roten Einkerbungen und Streifen sickerte eine dicke Flüssigkeit hervor. Blut...

Er fiel nach hinten, hob einen Arm an, verwischte das Blut auf seinem Gesicht und stieß — ob Zufall oder nicht — noch mit der Hand gegen den Rand seines Helms.

So kippte er ihn hoch und hatte gleichzeitig das Pech, daß sein Kopf zur Seite sank, so daß er mit dem Helmrand gegen das Mauerwerk hinter ihm prallte.

Durch die Berührung fiel der Helm zu Boden. Ich aber bekam das große Staunen, fast schon ein Entsetzen zu nennen, denn der Henker vor mir besaß nur noch einen halben Kopf.

Die obere Hälfte fehlte völlig!

War das sein Geheimnis? Hatte er deshalb überleben können, weil die obere Hälfte nicht mehr vorhanden war und er mir vorkam, als hätte man ihn skalpiert?

Um mich kümmerte er sich nicht, weil er genug mit sich selbst zu tun hatte. Ich bekam Zeit, meine Lampe hervorzuholen und Turrio anzustrahlen.

Der Henker bot ein scheußliches Bild. Er klebte förmlich mit dem

Rücken an der Wand. Nicht nur seine Arme zuckten, die Beine ebenfalls. Dabei sank er in die Knie und schaffte es auch nicht, sich durch eine gewaltige Kraftanstrengung auf den Beinen zu halten. Turrio rutschte tiefer...

Ich aber stand da und schaute ihm zu. Für mich bildete er keine Gefahr mehr, vielleicht hatte ihn die Kraft meines Kreuzes tatsächlich so hart erwischt, daß er für alle Zeiten aus dem Verkehr gezogen wurde. Aus dem Gesicht flössen Ströme einer dicken Flüssigkeit, die ich nicht mit Blut vergleichen wollte. Sie erinnerte mich eher an einen Strom aus Blei. Und der Henker fiel.

Vor mir prallte er auf die Knie. Er stützte sich noch ab, senkte den Kopf, der in diesem Augenblick für seinen Körper ein zu starkes Gewicht bekam und abfiel.

Er rollte noch so weit vor, daß er meine Fußspitzen berührte und dann liegenblieb.

Weshalb der obere Teil seines Kopfes fehlte, wußte ich auch nicht. Vielleicht stammte diese Verletzung aus früherer Zeit. Dort mußte man ihn so brutal erwischt haben. Daß er dennoch hatte weiterleben können, verdankte er anderen Kräften.

Ich kam allmählich wieder zur Ruhe. Die ganz große Spannung und auch Erschöpfung klang allmählich ab, aber noch immer hatte ich das Gefühl, als würden Arme meinen Körper umklammern. Bei jedem Einatmen spürte ich den Druck auf den Rippen und der Lunge. Fit war ich bestimmt nicht. Nur konnte ich mir keine größere Pause erlauben, weil im Innenhof sich etwas abspielte, das mir nicht gefiel. Zudem erinnerte ich mich auch wieder an den zweiten Schuß. Vor meinen Füßen knackte es. Ein leises Rieseln war zu hören, als sich der Schädel, auf dem einmal ein Helm gesessen hatte, auflöste. Es war wie bei den Opfern des Henkers. Auch er selbst wurde zu Bleistaub, den der Wind mitnehmen würde.

Turrio gab es nicht mehr.

Die Dogen von Venedig hatten unter dem Banner des Kreuzes gekämpft, jetzt war einer ihrer Helfer eben durch dieses Zeichen vernichtet worden.

Ich holte noch einmal Luft und ging auf ziemlich steifen Beinen zur Brüstung.

Es war einfach zu finster. Wenn sich etwas aus der Dunkelheit des Innenhofs erhob, wirkte es wie ein nicht zu identifizierendes, schattenhaftes Gebilde.

Aber Jane war dort. Torri ebenfalls und möglicherweise auch der Doge. In meiner jetzigen Verfassung erschien es mir einfach zu riskant, in den Hof zu springen. Kam ich unglücklich auf, hätte ich mir den Fuß verstaucht oder eine noch schlimmere Verletzung zugezogen. Es mußte eine andere Möglichkeit geben, deshalb suchte ich auch nach einer Treppe, die bestimmt vorhanden war.

Ich lief den Arkadenweg entlang und dachte daran, daß ich mich lieber als Tourist auf dieser geschichtsträchtigen Strecke bewegt hätte. Aus dem Innenhof würde man mich sicherlich nicht sehen können, es war dunkel.

Ich hatte es nicht riskieren und in den Innenhof hineinleuchten wollen. Jetzt schaltete ich für den Bruchteil einer Sekunde die Lampe ein. An der linken Seite unterbrach eine nach unten führende Treppe die Brüstung des Arkadengangs. Über mir befand sich ein kunstvoll gebauter Rundbogen. Der Treppenzugang war durch ein schmales Gitter gesichert, das ich mühelos überkletterte. Ich machte mich auf den Weg nach unten.

Was immer dort geschehen mochte, ich würde als Joker erscheinen und mitmischen...

Jane Collins wartete auf den Tod!

Sie konnte sich vorstellen, wie es ablief. Wenn der Doge zustach und die Klinge in ihre Brust drang, würde sie zunächst das Brennen

spüren. Erst vielleicht nur schwach, dann stark und alles mit sich reißend. Aus den tiefen Schatten des Todes, gab es dann keine Rückkehr mehr. Das geschah nicht.

Giancarlo Cabrisi wartete noch. Er wollte ihre Qual verlängern, vielleicht die Todesangst eines Menschen aus anderer Zeit genießen und darüber nachdenken, ob sie die gleiche war wie früher, als er noch über Venedig geherrscht hatte.

Jane stand stocksteif auf dem Fleck. Auch ohne in den Spiegel zu schauen, wußte sie, daß sie bleich war wie ein Leichentuch. Das Blut hatte die Adern verlassen, sie spürte nichts mehr. Selbst ihr Kunstherz schien nicht mehr zu funktionieren.

Sie konnte das Gefühl der Spannung nicht mehr über eine längere Zeit hinweg anhalten. Irgendwann ging auch dies vorbei, und sie fühlte sich wieder wohler.

Schwach atmete sie aus. Kalter Schweiß lag auf ihrer Stirn. Der Angst- und Todesschweiß. Selbst Torri wurde es allmählich unheimlich. Jane merkte, daß er sich neben ihr unruhig bewegte. Das übertrug sich auch auf die Pistole.

Die Mündung drückte einen Kreis in das weiche Fleisch ihrer Wange, noch immer berührte sie die Dolchspitze, aber der Doge traf keinerlei Anstalten, ihr die Klinge in den Körper zu drücken. Er war doch gekommen, um zu töten. Weshalb sollte er sie jetzt, wo er die große Chance hatte, verschonen?

Allmählich wuchs die Spannung ins Unerträgliche. Nicht nur bei Jane Collins, auch Torri wurde allmählich ungeduldig. Er hatte sich überwunden und stellte die erste Frage. »Warum?« zischte er. »Warum tötest du sie nicht? Du bist gekommen, um...«

Cabrisi schüttelte den Kopf. Die Bewegung wirkte wütend und ärgerlich zugleich. Auch Torri hatte die Geste verstanden, traute sich aber nicht, eine entsprechende Frage zu stellen, weil er zu sehr unter dem Eindruck des Dogen stand.

Plötzlich sprach der Doge!

Jane, die ebenfalls die italienische Sprache gut beherrschte, glaubte ihren Ohren nicht trauen zu können, als sie die abgehackt gesprochenen Worte vernahm.

»Sie ist eine von uns...«

Die Detektivin konnte es nicht glauben. Hatte sie sich verhört? Sie ist eine von uns, hatte der Doge gesagt. Wenn das stimmte, dann zählte er sie zur dämonischen Seite.

»Ein Witz!« keuchte Torri neben ihr. »Das kann doch nur ein verdammter Witz sein.« Er war so durcheinander, daß er sogar die Waffe von Janes Wange wegnahm, einen kleinen Schritt zur Seite trat, dann aber auf die Detektivin zielte.

Jane hütete sich, eine falsche Bewegung zu machen oder auch nur Triumph zu zeigen. Daß dieser Kelch vorläufig an ihr vorübergegangen war, konnte sie kaum glauben, und sie atmete sehr langsam aus, ohne die Erleichterung allzu deutlich zu zeigen.

Der Doge schaute sie an. Noch immer berührte die Spitze der goldenen Klinge ihre Brust genau dort, wo das Herz schlug. Zwar war es künstlich, doch wenn es eine Verletzung abbekam, würde es ebenso reagieren wie ein normales.

Torri hatte sich wieder gefangen. »Wieso ist sie eine von uns?« krächzte er.

»Ich spüre es.«

Der Doge hatte gesprochen, und abermals wußte Jane nicht, was sie von dieser Antwort halten sollte.

Und Cabrissi fuhr fort. »Sie... sie hat etwas in sich«, erklärte er. »Ja, sie hat etwas in sich.«

»Was denn?« flüsterte Torri.

»Es verbindet uns...«

Auch Jane dachte über die letzten Bemerkungen nach. Was sollte oder konnte sie und den Dogen verbinden? Da mußte er sich einfach

irren. Es gab nichts, das beide gemeinsam hatten — oder doch?

Der Doge hatte Jane bestimmt und sehr bewußt angesprochen. Und sie erinnerte sich plötzlich wieder an ihre Vergangenheit als Hexe. Da hatte sie dem Bösen gedient und unter diesem Einfluß auch Böses getan. Zudem hatte sie daran geglaubt, daß dieses Leben endgültig hinter ihr lag, aber sie wurde nun eines Besseren belehrt. Der Doge mußte geahnt haben, daß sie einmal auf der anderen Seite gestanden hatte. Wahrscheinlich befand sich noch ein Rest davon in ihrem Innern. Auch Jane war so gut wie überzeugt davon, daß sie nicht völlig geheilt worden war. Ein alter Hexenkeim mußte sich noch gehalten haben. Das spürte der Doge!

Sie selbst war immer wieder animiert worden, es zu versuchen, sich ihrer verbleibenden Kräfte zu erinnern, um sie für die Seite des Guten einzusetzen.

Das allerdings würde wohl schwerlich gelingen, denn der Doge stand auf der anderen Seite des Ufers. Wenn er spürte, daß sie zu ihm gehörte, mußte noch eine Keimzelle des Bösen in ihr sein.

Jane hatte damals den Teufel als ihren obersten Herrn angesehen. Wie auch der Doge.

Da mußte einfach die Gemeinsamkeit zwischen ihnen bestehen, und er hatte es herausgefunden.

Jane nickte ihm zu, während sie gleichzeitig von einer Hoffnung durchflutet wurde und sie sich gedanklich mit Dingen beschäftigte, die sie in die Reihe bringen mußte. Es mußte ihr einfach gelingen, den Dogen davon zu überzeugen, daß sie tatsächlich auf seiner Seite stand. Nur so konnte sie ihr Leben retten, das nach wie vor in höchster Gefahr schwebte.

»Ja!« sprach sie ihn direkt an. »Ich stehe auf deiner Seite, Giancarlo Cabrasi. Du bist stark genug, um es gemerkt zu haben, im Gegensatz zu deinem Diener.«

Torri lachte krächzend und schüttelte dabei den Kopf. »Das stimmt

doch nicht. Sie will sich hier herauswinden. Sie kann keine von uns sein, denn sie war mit einem Feind von uns zusammen. Mit dem Geisterjäger John Sinclair. Sie hat ihn nach Venedig begleitet. Begreifst du das denn nicht? Sie ist nicht unser Partner!«

»Ich spüre es anders.«

»Hör auf, Cabrisi, du irrst dich!« Da zuckte der Doge zusammen. »Nein, ich irre mich nie. Ein König kann sich nicht irren. Sie gehört zu uns.«

»Und deshalb willst du sie nicht töten?«

»Das meine ich damit.«

Torri schlug mit der freien Handfläche gegen seine Stirn. »Ich begreife das alles nicht. Wir sollten sie dennoch...« Er verhaspelte sich und kam auf den Henker zu sprechen. »Was ist mit Turrio? Er hätte längst bei uns sein müssen.«

»Es gibt ihn nicht mehr!«

Plötzlich war der Commissario still. Er starrte den Dogen an, als hätte ihm dieser die Todesnachricht seines besten Freundes überbracht. »Das darf doch nicht wahr sein. Wieso lebt er nicht mehr? Wie kannst du das überhaupt wissen?«

»Ich spüre es.«

Torri schluckte, drehte sich, schaute sich um, erkannte auf dem dunklen Innenhof aber nur die reglose Gestalt der am Boden liegenden Deutschen.

Er bekam eine Gänsehaut und hatte Mühe, die nächste Frage zu formulieren. »Wer hat ihn denn getötet? Sinclair?«

»Ich muß damit rechnen.«

»Und wo ist er?«

»Hier in der Nähe.«

Torri überlegte. Er ballte seine freie Hand zur Faust und öffnete sie wieder. »Dagegen muß man etwas tun!«

»Das weiß ich.«

»Ich werde ihn suchen!« erklärte Torri. »Bleib du solange bei ihr und halte sie in Schach!«

»Das brauche ich nicht. Sie gehört zu uns!«

Der Commissario war noch immer nicht überzeugt. Er schüttelte wütend den Kopf. »Nein, das will ich nicht glauben. Das kann nicht sein. Sie ist eine Verräterin.«

»Sie hat etwas in sich...«

»Und was?«

Jane starrte dem Dogen ins Maskengesicht. Sie glaubte, ein Zucken der Lippen zu sehen. »Es ist etwas Besonderes. Eine starke Kraft, die auch mich einstmals formte. Die Hölle...«

Torri holte scharf Luft, um dann zu schlucken. »Die Hölle«, wiederholte er leise. »Verdammt, stimmt das?« fauchte er Jane an. »Bist du eine Dienerin der Hölle? Ich will eine ehrliche Antwort von dir haben. Sag es uns ins Gesicht!«

Lügen oder die Wahrheit sagen? Jane überlegte fieberhaft. Sie wußte noch nicht, wie sie sich entscheiden sollte, und dies ließ den Commissario auflachen. »Da, sie traut sich nicht, sie...«

»Ich diene der Hölle!«

Torri verstummte. Da Jane sehr leise gesprochen hatte, war das zweite Wort ihrer Antwort nicht genau von ihm verstanden worden. Statt diene, hatte er diene gehört.

Und das wollte ihm nicht in den Sinn. »Wie kommst du dann zu Sinclair?«

»Er weiß es nicht.«

»Das glaube ich dir nicht. Er hätte es merken müssen. Einen Mann wie ihn kannst du nicht an der Nase herumführen.«

»Es sitzt tief, sehr tief in mir!« erklärte Jane. »Hat man dir das nicht gesagt?«

»Ja, sie hat recht«, stand der Doge ihr bei. »Es sitzt sehr tief. Man muß schon forschen, um es entdecken zu können. Ich habe es

gefunden, obwohl sie es selbst kaum weiß, so tief verborgen ist es in ihr. Es ist ein Teil ihrer Seele.«

Torri führte fast einen Tanz auf. »Das kann ich alles nicht begreifen. Das ist einfach zu hoch für mich. So etwas gibt es nicht. Ich lasse mich davon nicht abbringen.«

»Suche den Geisterjäger!« befahl der Doge.

Torri starrte ihn an. »Bene, ich werde gehen, aber ich warne dich. Wenn sie falsch spielt und wir verloren haben, wird es auch dein Ende sein. So wie das deines Henkers.«

»Geh!« befahl Cabrisi.

Und Torri verschwand.

Jane Collins blieb nur die Hoffnung auf ein gutes Ende...

Ich hatte die Treppe hinter mir gelassen und mich auch bemüht, so gut wie kein Geräusch zu verursachen. Auf Zehenspitzen war ich geschlichen, hatte auch eine geduckte Haltung eingenommen und stand nun im Innenhof.

Viel mehr konnte ich auch nicht erkennen. Ich erinnerte mich daran, wo ich die Stimmen gehört hatte. Um den Ort zu erreichen, mußte ich die gesamte Strecke wieder zurücklaufen.

Leider litt ich noch an den Nachwirkungen des Angriffs. Turrio hätte es fast geschafft, mich zu zerquetschen. Ich suchte vergeblich eine Stelle an meinem Körper, die nicht in Mitleidenschaft gezogen worden war. Die gewaltigen Kräfte des Henkers hätten mich zerbrechen können. Schultern, Arm und Brust schmerzten ebenso wie der Schädel durch den Schlag gegen die Mauer.

Lebten Jane und die Deutsche noch?

Diese Frage beschäftigte mich am meisten. Ich hatte zwei Schüsse vernommen. Im ungünstigsten Fall konnte dies zwei Tote bedeuten. Wenn Menschen wie Torri, die mit Dämonen paktierten, sich einmal entschlossen hatten, etwas zu unternehmen, dann gingen sie auch über

Leichen.

Gut fühlte ich mich wahrhaftig nicht auf dem Weg zu der Stelle, wo ich meine Gegner vermutete.

Dann hörte ich die ersten Stimmen!

Sofort blieb ich stehen und duckte mich noch tiefer. Drei Personen sprachen. Jane und den Commissario hörte ich sofort heraus, die andere Stimme aber kannte ich nicht. Sie sprach auch nicht so fließend. Die Gestalt mußte einige Mühe aufwenden, um die Worte formulieren zu können. Turrio hatte ich gesehen und auch erledigen können. Es konnte eigentlich nur einer der Dritte im Bunde sein: Giancarlo Cabrasi, der Doge!

Sein Henker war erschienen, für ihn bestand demnach kein Grund, zurückzubleiben. Und Jane lebte noch!

Für mich war es wichtig. Es gab mir die Motivation, weiterzumachen. Deshalb blieb ich auch nicht auf der Stelle hocken und bewegte mich vorsichtig weiter.

Zuerst wollte ich einen Entengang einlegen, überlegte es mir jedoch anders und richtete mich auf.

Ich blieb erst stehen, als ich die drei Gestalten als Schattenrisse sehen konnte. Zudem standen sie recht günstig. In der Nähe befand sich ein Brunnen. Der würde mir Deckung geben. Einen Bogen schlagend, rannte ich auf ihn zu. Immer darauf bedacht, die anderen im Auge zu behalten und zu lauschen, über was sie sich unterhielten. Bei mir begann das große Staunen, als ich erfuhr, daß der Doge sich auf Janes Seite gestellt hatte.

Er vermutete in ihr eine Verbündete, im Gegensatz zu Torri, der dies ablehnte, sich aber auf den Weg machte, um mich zu suchen. Das geschah fast in dem Augenblick, als ich meine Deckung erreichte. Jane drohte im Moment keine Gefahr, Torri war wichtiger. Es mußte mir gelingen, in lautlos zu erledigen. Auch er besaß einen großen Nachteil, weil er nicht wußte, wo ich mich befand. Ob auf

dem Innenhof oder unter den Arkaden, das konnte er sich aussuchen.

Ich beobachtete ihn.

Er gab sich sehr unsicher. Seinen rechten Arm hielt er leicht vorgestreckt. Aus der Faust schaute der Schatten einer Waffe hervor. Ich versuchte, die Entfernung zwischen mir und Torri zu schätzen. Es war nicht einfach, die Dunkelheit verzerrte, aber mehr als sechs, sieben Schritte konnten es nicht sein.

Der Commissario lief vorbei. Hätte er einmal den Kopf nach links gedreht, hätte er mich eigentlich entdecken müssen, so aber schaute er nur stur geradeaus.

Ich ließ ihn passieren. Erst als ich auf seinen Rücken schaute, setzte ich mich in Bewegung. Geräuschlos richtete ich mich auf. Es kam mir jetzt zugute, daß der Taucheranzug eng an meinem Körper lag. So erklang kein Rascheln oder Knarren, wie es bei einer normalen Kleidung der Fall gewesen wäre.

Torri tauchte vor mir in die Finsternis ein.

Ich ließ ihn noch gehen, erhöhte mein Tempo etwas und sah seinen Rücken wieder vor mir.

Bisher lief alles glänzend.

Der Commissario ahnte von nichts. Plötzlich aber blieb er stehen. Hatte er etwas bemerkt?

Auch ich verhielt meinen Schritt. Den eigenen Herzschlag hörte ich überlaut. Torri drehte seinen Körper nach rechts, um dorthin schauen zu können, wo an der Südseite des Palastes sich der Arkaden-Vorbau entlangzog. Schaute er hin?

Nein, er gab sich gelassen, fast zu sicher, und diese Sicherheit wollte ich nutzen.

Diesmal mußte er mich hören, als ich mich aufrichtete und auf ihn zulief. Torri wollte herumfahren, als ihn mein zischend gesprochener Befehl traf.

»Keine Bewegung mehr, Torri!«

Er rührte sich nicht und stand so steif da, als hätte er einen Ladestock verschluckt.

Zudem kannte er die Regeln und spreizte seine Arme vom Körper ab.

»Du, Sinclair?«

»Ja, wer sonst?« Ich ging auf ihn zu und blieb zwei Schritte hinter ihm stehen.

»Du hast eine Kanone, wie?« Er sprach mich über die Schulter hinweg an.

»Sicher.«

Dann lachte er. »Es war ein Bluff, gib es zu. Ihr habt es geschafft, den Dogen zu täuschen.«

»Wieso?«

»Dieser Dummkopf glaubt, daß deine Begleiterin auf seiner Seite steht. Das ist Irrsinn.«

»In der Tat. Sie gehört zu mir.«

Torri nickte. »Ja, das habe ich mir fast gedacht. Man sollte sich nur auf sich selbst verlassen.«

»Weshalb das alles, Commissario? Warum haben Sie sich auf die schwarzmagische Seite gestellt?«

»Ich bin gewissermaßen erblich vorbelastet.«

»Das wird Sie alles kosten.«

»Kann sein, Sinclair, kann sein.«

»Und was ist mit der Deutschen?«

»Ich mußte sie niederschießen. Sie benahm sich einfach zu dumm.«

»Mord also auch noch.«

»Wie du meinst.«

»Da kommen Sie nicht mehr raus, Torri, das verspreche ich Ihnen.«

Er unterbrach mich durch sein leises Lachen. »Sinclair, du wirst es kaum glauben, aber ich sehe die Sache ebenfalls wie du. Ich habe

etwas zu hoch gepokert. Mein Spiel ging bis zu einem gewissen Zeitpunkt auf. Leider nicht in dem Augenblick, als ich die Karten auf den Tisch legen mußte. Deshalb sehe ich nur eine Chance für mich.«

»Welche?«

»Diese!« schrie er, sackte in die Knie und fuhr gleichzeitig herum. Er war schnell, verdammt schnell sogar, und er nahm keine Rücksicht. Torri feuerte.

Aber auch ich schoß und hatte die besseren Chancen, denn mein Silbergeschoß hieb ihn von den Beinen...

Jane Collins und der Doge waren zurückgeblieben. Hätte Jane jemand gefragt, wie sie sich fühlte, sie hätte dem Fragesteller keine konkrete Antwort geben können. Sie befand sich in einem Zwischenstadium. Erstens hoffte sie, zweitens wußte sie nicht, wie es weitergehen sollte, denn von John Sinclair hatte sie ebenfalls nichts entdeckt. Der Doge schaute sie an. Dabei brannte der Blick seiner Augen auf ihrem Körper und schien selbst die Seele erforschen zu wollen. Die knöchigen Finger seiner langen Hand umklammerten den goldenen Dolch, ein Zeichen seiner Macht. Die einzige Waffe, die er mit in die Bleikammern hatte nehmen können, wo die Kraft der Hölle ihn am Leben erhalten hatte.

»Du wirst ihn wieder anbeten und ihm dienen müssen«, sagte Cabrisi, und Jane nickte. Sie wußte, daß der Teufel gemeint war, der König aller Hexen, doch Jane dachte nicht daran, so etwas zu tun. Es schlummerten noch Kräfte in ihr, aber sie wollte sie nicht mehr dem Höllenfürsten weihen, das stand fest.

Hoffentlich glaubte ihr der Doge.

Da fielen die Schüsse!

Jane Collins, die sich mit diesen Dingen zwangsläufig auskannte, schrak zusammen. Trotz ihrer flatterhaften Reaktion hatte sie festgestellt, daß es zwei Schüsse gewesen waren. Die waren auch

nicht ohne Grund gefallen. Torri gehörte nicht zu den Leuten, die durchdrehten. Er mußte auf einen Gegner gestoßen sein, auf John Sinclair. Giancarlo Cabrisi hatte die Schüsse ebenfalls vernommen. Pistolen oder Revolver hatte es zu seinerzeit noch nicht gegeben, aber er wußte, daß etwas Ungewöhnliches geschehen war, denn er schrak ebenso zusammen wie Jane.

Jetzt mußte es sich entscheiden!

Und er wußte Bescheid. »Irrtum! Ich habe mich geirrt...«

Diese Worte waren für Jane Collins ein Warnsignal. Sie spannte sich, was auch nötig war, denn der Doge rammte plötzlich seinen rechten Messerarm vor.

Zum Glück hatte sich Jane darauf einstellen können, und sie handelte entsprechend schnell.

Die Detektivin tauchte zur Seite, drehte sich, so daß sie der harte Rammstoß verfehlte. Gleichzeitig bewies sie ihre Kenntnisse, denn sie griff den Dogen mit Händen und Füßen an.

Hieb und Tritt erfolgten gleichzeitig. Jane hämmerte die Handkante gegen den Arm des Maskenträgers und trat ihm gleichzeitig in den Leib. Einen Menschen hätte diese Attacke von den Beinen gehauen, bei Cabrisi war es anders. Jane erwischte ihn zwar fast gleichzeitig, sie hatte trotzdem den Eindruck, gegen Beton getreten zu haben. Nein, das ist Blei! schoß es Jane durch den Kopf, während sie sich mit einem Sprung zurück vor dem nächsten Angriff des Monstrums rettete. Dicht vor ihrem Gesicht flirrte die goldene Klinge vorbei, und schon stieß er wieder zu. Diesmal von unten nach oben. Wie ein Halbmond zog der golden leuchtende Dolch seine Spur. Die Detektivin mußte ausweichen. Dabei hatte sie nicht mehr daran gedacht, daß der Inhalt ihrer Tasche auf dem Boden verstreut lag. Dazwischen befand sich auch ein Kugelschreiber, und der wurde ihr zum Verhängnis. Sie trat auf den runden Stift, rutschte aus und fiel hin.

Mit dem rechten Arm gelang es ihr gerade noch, sich abzustützen. Der Drall aber trieb sie auf die Seite, und der Doge stand plötzlich neben ihr, wobei er den rechten Arm hochgereckt hielt und die lange Dolchklinge aus seiner Faust ragte.

In ihrer Verzweiflung trat Jane ihm gegen das Schienbein, erreichte aber nichts, denn Cabrisi stand wie eine Mauer.

Verfehlen konnte er Jane nicht mehr.

Da hörte sie den Schlag. Ein dumpfes Geräusch in der Dunkelheit. Sie konnte nicht erkennen, was getroffen worden war, sie jedenfalls nicht, aber sie blieb liegen, denn der neben ihr stehende Doge begann plötzlich zu zittern.

Noch war der Arm mit dem Messer hochgereckt, dann fiel er nach unten. Langsam, sehr langsam geschah dies. Und ebenso schwerfällig reagierte Cabrisi, als er sich umwandte und Jane Collins den Rücken zudrehte.

In ihm steckte etwas.

Genau zwischen seinen Schulterblättern hatte eine Waffe ihren Platz gefunden.

John Sinclairs Silberdolch! Jane Collins erkannte ihn sofort...

Ich hatte keine andere Möglichkeit gesehen und hoffte, daß es der Dolch, im Gegensatz zu einer geweihten Silberkugel, schaffen würde, den Dogen zu zerstören. Er war es einfach nicht wert, weiterleben zu dürfen.

Mein Wurf war bestens gewesen, ich hatte ihn zwischen den Schulterblättern erwischt und bekam beim Näherlaufen mit, wie seine Reaktionen sich verlangsamten.

Noch hielt er den goldenen Dolch fest, aber er wurde ihm zu schwer. Langsam drehte er sich um. Ich blieb stehen. Das Kreuz hielt ich in der Hand. Zum erstenmal sah ich Giancarlo Cabrisi, der so viele Menschen zu seiner Zeit den Tod gebracht hatte, von vorn.

Sein Gesicht war durch eine Maske verdeckt. Ich sah nur die Augen, den Mund und einen Teil der Nase.

Er nickte mir zu. Es geschah unfreiwillig, ebenso wie die nächste Geste, als er den Dolch fallen ließ. Er rutschte ihm einfach aus der Hand und blieb zwischen uns liegen.

Noch steckte mein Silberdolch in seinem Körper und breitete seine weißmagische Kraft aus.

Der Doge schüttelte sich. Er hob seine Arme an, spreizte die Finger und griff seitlich an seinen Kopf, wo die Maske befestigt war. Dort faßte er hart zu und zog die goldene Maske von seinem Gesicht weg. Dies geschah so ruckartig, daß ich selbst darüber erschrak. Ich starrte in sein Gesicht!

War es noch ein Gesicht?

Ja und nein. Augen, und und Nase standen in einem völlig normalen Verhältnis zueinander. Aber was sich dazwischen tat, war einfach furchtbar. Die Haut bewegte sich. Zuerst dachte ich an ein Zucken, bis ich die schlimme Wahrheit erkannte.

Das Gesicht des Dogen setzte sich aus einer sich bewegenden Masse von unzähligen Würmern zusammen. Graues, widerliches Getier, das nun freie Bahn bekommen hatte und sich regelrecht in den Körper hinauf fraß. Ein Kopf, der aus alten Würmern bestand und dennoch gelebt hatte. So etwas konnte nur die Hölle produzieren.

Das Ende des Dogen nahte. Er hielt seine Arme noch immer hoch, hatte sie dabei angewinkelt und stieß plötzlich seine zehn Finger in das zuckende Gewürm.

Er drängte sie hinein, als wären es Haare, wühlte sie auf, und ich sah, wie das Zeug über seine Hände rann, gleichzeitig auch verdorrte. Zugleich verschwanden die Gesichtsmerkmale. Augen, Nase und Mund wurden zu einer einzigen klumpigen Masse, in die das Gewürm hineindrang.

Dann fiel er.

Giancarlo Cabrasi kippte einfach weg. Ich hörte ihn am Boden aufschlagen und vernahm einen klatschenden, dumpf klingenden Laut. Seine Füße zuckten noch einmal vor, dann lagen auch sie still, wie der gesamte Körper.

Ich half Jane Collins auf die Beine, die sich zitternd an mich klammerte und den Kopf schüttelte. »Das war furchtbar, John. Ich habe schreckliche Ängste durchgestanden.«

»Das glaube ich dir.«

Jane trat an den Dogen heran, während ich meinen Lampenstrahl auf ihn richtete. »Grau«, flüsterte sie. »Grau wie Blei und auch pulvrig.«

»Er zerfällt.«

Sie schaute zu mir hoch. »Was ist mit dem Henker Turrio?«

»Es gibt ihn nicht mehr.« Ich deutete zu den Arkaden hinüber. »Dort habe ich ihn erledigt.«

Plötzlich schlug Jane gegen ihre Stirn. »Mein Gott, Renate Gehrman«, sagte sie. »Dieser Torri hat sie... er hat sie... ich glaube, sie ist tot, John...«

Ich ging zu der leblosen Gestalt.

Die Kugel hatte sie im Leib erwischt und in der Kleidung ein Loch hinterlassen, dessen Innenränder einen Blutrand zeigten. Die Frau sah tatsächlich aus, als wäre sie gestorben, doch sie atmete noch.

Konnten wir sie retten?

Ich schnellte hoch. »Wir brauchen einen Arzt und müssen die Polizei benachrichtigen. Übernimm du das, Jane.« Ich sagte ihr noch, wo sie den Ausgang finden konnte.

Dann rannte sie weg.

Ich kümmerte mich um Torri. Er lag auf dem Rücken, seine Augen standen offen, es war Leben in ihm, doch aus dem rechten Mundwinkel sickerte ein feiner Blutstreifen.

Der Commissario erkannte mich sogar. Noch einmal klärte sich sein Blick. »Verdammt, Sinclair, eines verspreche ich dir. In der

Hölle sehen wir uns wieder. Beim Teufel, er wartet auf uns, er...« Seine Stimme verstummte, der Blick brach. Toni war tot.

Ich drückte ihm die Augen zu, stand auf und setzte mich auf eine Treppenstufe. Vielleicht träumten viele Kunstfreunde davon, einmal mutterseelenallein im Innenhof des Dogenpalastes zu sitzen. Das gönnte ich ihnen auch, aber unter anderen Umständen, als es bei mir der Fall gewesen war...

Torris Tod brachte natürlich einigen Aufruhr. Die italienische Polizei war sowieso wegen der letzten Mafia-Geschichten in großer Unruhe. Man kreidete Torri und auch uns den Alleingang an, und es mußten schon sehr hohe Stellen eingeschaltet werden, um die Sache zu klären. Telefongespräche zwischen Venedig und London waren an der Tagesordnung.

Jane und ich kamen den folgenden Tag über nicht aus dem Polizeipräsidium weg, aber man kannte mich in Venedig und wußte, daß ich mich mit Dingen beschäftigte, die trotz allem keine Spinnerei waren. So kam es schließlich noch dazu, daß man sich bei uns bedankte und die Frage stellte, wie lange wir noch bleiben wollten.

»Möchtest du?« fragte ich Jane.

»Ja.«

»Ich auch. Sagen wir zwei Tage.«

Die Italiener verzogen zwar die Gesichter, aber ich versprach hoch und heilig, mich nicht mehr um gewisse Dinge zu kümmern. Außerdem brauchte Jane etwas Ruhe. Sie hatte zum Glück nur einen sehr leichten Streifschuß abbekommen und trug jetzt ein großes Pflaster am linken Arm.

Renate Gehrman überstand die Notoperation. Sie konnte gerettet werden, darüber waren wir sehr froh, wie auch über das strahlende Sonnenwetter, das bereits zahlreiche Touristen und Einheimische ins Freie in die Cafés lockte.

Wie konnte es anders sein, als daß Jane und ich an den Ort unserer Schandtaten zurückkehrten? Wir saßen am Piazza San Marco, genossen das Wetter, die Menschen, die Tauben, das Wasser, die Gondeln und die historische Umgebung.

Bis mich Jane auf ein Thema ansprach, das sie bisher vermieden hatte.

»Ich weiß nicht, John, ob da nicht noch irgend etwas nachkommt. Der Doge hätte mich töten können. Er hat es nicht getan, weil er mich als eine Person ansah, die auf seiner Seite steht. Was sagst du dazu?«

»Ich habe nichts bemerkt.«

Jane senkte den Kopf und schaute in das Martiniglas. »Ich ja auch nicht, John, trotzdem glaube ich nicht, daß sich der Doge geirrt hat. Wenn ich ehrlich sein soll, komme ich mir vor, als würde ich auf einer Zeitbombe sitzen.«

Ich lachte sie an. »Bomben kann man entschärfen, meine Liebe. Dafür werde ich sorgen, wenn es einmal soweit sein sollte.«

»Ja, vielleicht«, erwiderte Jane und faßte nach meiner Hand...

ENDE